

Abonnements-Bedingungen:
Abonnementpreis: 3,50 Mk. monatlich 1,10 Mk.
wöchentlich 25 Pf. frei ins Haus.

Vorwärts

Die Insertions-Gebühr
Betragt für die sechsstelligen Anzeigen
oder deren Raum 60 Pf. für
politische und gesellschaftliche Berichte

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: 8W. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 16. März 1914.

Expedition: 8W. 68, Lindenstraße 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

Der Mbret.

Salutschüsse, Nationalhymne, rot-schwarze Wimpel und
mangelhaft präsentierte Gewehre — so kam der Mbret von
Albanien vor acht Tagen in Durazzo an.

Während die fingerfertigen Federführer solch hurra-
patriotischer Blätter seit Wochen des Längeren und Breiteren
von der einhelligen Begeisterung zu berichten wußten, mit der
das albanische Volk dem Prinzen zu Wieder entgegenbarre,

Allerdings sieht Wilhelm I. heute noch auf einem großen
Sack voll Dukaten, der den Vorschlag der Großmächte ent-
hält, und in diesem Sack mit Dukaten wurzelt das mon-
archische Gefühl und die Anhänglichkeit an den Mbret, die

Dieses Gesindel — man kann es nicht oft genug wieder-
holen! — bildet den einzigen Anhang des Mbret, denn auf
die albanischen Feudalherren wie Essad Pascha ist natürlich
erst recht kein Verlaß, dieses Gesindel brüllt sich mit Gulbi-
gungsrufen die Kehle heiser, um sie dann mit gependetem

Neben diesem Gesindel verfügt der Mbret noch über die
Gendarmerie, die von der internationalen Kontrollkommission
eingerrichtet wurde und unter dem Befehl holländischer Offi-

ziere steht. Von dieser Gendarmerie erzählt man sich heute
schon muntere Stückchen. Der Sicherheitstruppe in Alessio
war zu Ohren gekommen, daß sie als zu kostspielig und als
überflüssig aufgelöst werden sollte.

Mit jenem Gesindel und dieser Gendarmerie ein Land
zu erobern, das in seinem Süden heute schon in hellem Auf-
stand steht, müßte dem Mbret selbst mißlingen, wenn er ein
Strategie von napoleonischem Scharfblick wäre.

Der serbisch-türkische Friedens-
vertrag.

Nach langen Verhandlungen ist am Sonnabendnachmittag der
türkisch-serbische Friedensvertrag von den beiderseitigen Delegierten
unterzeichnet worden.

Ueber den Wortlaut des Friedensvertrages wird telegraphisch
aus Konstantinopel gemeldet:

Konstantinopel, 15. März. Das Pressebureau veröffent-
licht den Text des serbisch-türkischen Friedensvertrages.

Artikel 1 bestimmt: Die beiden Teile betrachten den Lon-
doner Friedensvertrag als ratifiziert. Die früheren Verträge
werden wieder in Kraft gesetzt, die diplomatischen und Konjular-
beziehungen werden unverzüglich wiederhergestellt werden.

Artikel 2 betrifft den Austausch der Kriegsgefangenen und
lautet analog den Bestimmungen des türkisch-bulgarischen und
türkisch-griechischen Friedensvertrages.

Artikel 3 enthält die Bestimmungen über die Amnestie.

Artikel 4 regelt die Frage der Staatsangehörigkeit und
bestimmt: Die in den an Serbien abgetretenen Gebieten wohn-
haften Personen werden das Recht haben, innerhalb dreier Jahre
für die türkische Nationalität zu optieren. Die von dort gebürtigen
und im Auslande wohnhaften Personen werden das Recht haben,
für die serbische Nationalität zu optieren, in welchem Falle sie
nicht mehr nach der Türkei zurückkehren können. Die Muselm-
anen werden während der Optionsfrist nicht zum Militärdienst
herangezogen werden und keine Militärabgabe zahlen.

Artikel 5: Die Grundeigentumsrechte von Privatpersonen,
die vor der Okkupation erworben wurden, werden respektiert
werden.

Artikel 6: Die Privatgüter des Sultans und der Mit-
glieder der ottomanischen Dynastie werden respektiert. Alle
Streitfragen werden dem Haager Schiedsgerichte unterbreitet
werden.

Artikel 7: Die Wälfuß werden respektiert, und nach dem
Echertatgesetze von den betreffenden muslimanischen Religions-
gemeinden verwaltet werden. Die Wälfußzinsen werden ausge-
hoben. Die serbische Regierung wird denjenigen Institutionen,
die infolge dessen keine genügenden Einkünfte haben werden, Sub-
ventionen gewähren.

Artikel 8: Die serbische Regierung erkennt den serbischen
Untertanen muslimanischer Religion in den abgetretenen Ge-
bieten die gleichen bürgerlichen und politischen Rechte zu, wie sie
den übrigen anderen Konfessionen angehörenden Serben zuer-
kannt sind. Sie werden die Freiheiten der Kultusübung genießen.
Die Ernennung des Oberkultus findet nach den Bestimmungen
des griechisch-türkischen Vertrages statt. Die von den Russen
gestülften Urteile werden durch die kompetenten serbischen Behörden
in Vollzug gesetzt werden.

Artikel 9: Die muslimanischen Privatschulen werden an-
erkannt.

Artikel 10: Das Grabmal Murads auf dem Amfelselde
wird erhalten und respektiert werden.

Artikel 11: Da die königlich serbische Regierung beglück-
wünscht die Gesellschaft der Orientbahnen und der Bahn Saloniki-
Monastir für die Teile, die in dem an Serbien abgetretenen Ge-
bieten gelegen sind, in die Rechte, Lasten und Verpflichtungen der
ottomanischen Regierung tritt, werden alle betreffenden Fragen
der Pariser Finanzkommission übertragen werden.

Artikel 12: Die Ratifikationen werden innerhalb eines
Monats in Konstantinopel ausgetauscht werden.

Die kommende neue Heeres-
vorlage.

Das Kanzlerblatt, die „Nordd. Allg. Ztg.“, hat die Nach-
richt, daß eine Vermehrung der Kavallerie und Neu-
bewaffnung der Artillerie geplant sei, deren Kosten sich
schätzungsweise auf eine halbe Milliarde Mark belaufen, nach
dem üblichen offiziellen Dementierschema bestritten, das heißt,
sie hat nicht geleugnet, daß in militärischen Kreisen eine solche
„Verbollständigung unserer Rüstung“ als
notwendig betrachtet und für sie mit allen Kräften gearbeitet
wird, sondern nur, daß dem Reichstage schon „dem nächst“
eine neue Wehrvorlage in der Höhe dieses Kostenbetrages zu-
gehen werde. Dieses kuriose Dementi hat denn auch selbst
auf maliliberale Blätter wenig Eindruck gemacht; das Ge-
rücht, daß baldigst der letzten großen Heeresvorlage eine
kleinere Ergänzungs- oder Nachtragsforderung im bescheidenen
Betrage von ungefähr einer halben Mil-
liarde folgen wird, will nicht verstummen. Wer nimmt
auch heute, nach dem bunten Wehr- und Dementierspiel des
Kanzlerblattes bei der letzten Wehrvorlage, die offiziellen De-
mentis der „Nordd. Allg. Ztg.“ noch ernst? Selbst in
patriotisch-bürgerlichen Journalistenkreisen spöttelt man offen
über die chronische Dementier-Diarrhöe des ehrlichen
Kanzlerblattes und glaubt auf Grund alter Erfahrungen,
daß die Vereitlung einer politischen Meldung durch dieses
Blatt weit mehr für deren Richtigkeit als Unrichtigkeit zeugt.

Judem weiß nachgerade selbst ein politisches Baby, daß
neue Heeresvorlagen weder im Reichskanzleramt, noch im
Kriegsministerium ihren Ursprung haben, sondern nachdem
sie anderswo ausgebrütet worden sind, lediglich dem Kanzler
und Kriegsminister zur legislativen Zurechtstufung und zur
Verteidigung vor dem Reichstag überlassen werden.

Bei schwerer als alle albernem Dementis des Reichs-
kanzlerblattes wiegt deshalb die Tatsache, daß die Militär-
verwaltung vorläufig noch mit der Durchführung der letzten
Wehrvorlage zu tun hat und eine Aufstellung neuer Truppen-
teile deshalb hier und dort den fertiggestellten Organi-
sationsplan durchbrechen würde. Aber auch dieser Grund
wie die offenkundige Abneigung der süddeutschen Regie-
rungen gegen die fortochrende Beunruhigung der Bevölke-
rung durch neue Militärforderungen spielt für die sogen.
maßgebenden preussisch-militärischen Kreise und die ihre
Bestrebungen unterstützenden Rüstungsprofiteure keine Rolle —
denn die wichtigste Vorbedingung für die Durchführung ihrer
neuen Rüstungspläne ist ja nach ihrer Meinung vorhanden:
das Geld. Die Wehrsteuer wird, das steht heute schon fest,
einen beträchtlichen Ueberschuß ergeben — mindestens einige
Hundert Millionen Mark mehr, als der Voranschlag beträgt,
vielleicht sogar eine halbe Milliarde mehr. Und dieses Geld
muß nach militärischer Logik unbedingt verpulvert werden.
Zwar die Reichsfinanzlage ist miserabel; die Verwendung
des Wehrsteuer-Ueberschusses zur Schuldentilgung oder für
Kulturaufgaben wäre entschieden vernünftiger; doch die For-
derungen der militärischen Kreise und der Rüstungsinter-
essenten haben nichts mit der Vernunft zu tun, weder mit der
reinen noch mit der praktischen. Sie werden in der Haupt-
sache durch Avancements-, Gehalts- und Profitrückichten
bestimmt; und so schließen denn die Generalstabler kurzweg, der
Wehrsteuerertrag ist für Rüstungszwecke bestimmt, folg-
lich muß er auch völlig für Rüstungszwecke
aufgebraucht werden.

Und um Gründe für neue Rüstungen ist man nicht ver-
legen; man holt einfach die alten abgenutzten Argumente
wieder hervor und hügelte sie neu auf: Deutschland sieht sich
von neidischen Feinden umgeben, die seinen weltpolitischen
Interessen hindernd in den Weg treten, deshalb muß es für
alle Fälle gerüstet sein; das Wichtigste ist im Zukunftskrieg
aber eine technisch auf der Höhe stehende Artillerie, also mehr
Steißwergeschütze, Schrapnell-Granaten usw.; auch die
Verstärkung der Kavallerie um einige Regimenter ist recht
nützlich — und sollten dann noch einige Millionen übrig
bleiben, so könnte deren Verwendung für Luftschiffahrts-
zwecke ebenfalls nichts schaden, damit wir den Vorsprung
Frankreichs oder Englands einholen usw. ad libitum.

Bereits wird denn auch von gewissen konservativen und
rechtsnational-liberalen Blättern offen in dieser verlogenen
Weise argumentiert, indem man zugleich der Regierung zu
verstehen gibt, daß, wenn der Reichstag die neue Heeresvor-
lage ablehnen sollte, sich ja die schönste Gelegenheit bieten
würde, den jetzigen Reichstag aufzulösen und ihn ver-
mittels eines recht kräftigen Appells an das
vaterländische Herz nach altem Rezept durch
einen reaktionären Reichstag zu ersetzen,
der auch für alle schönen Follerhöhungsforderungen der
agrarisches-großindustriellen Koalition zu haben wäre. So
schreibt z. B. der ehemalige Bismarck-Moniteur, die rechts-
national-liberalen „Hamburger Nachrichten“:

„Sollte sich die Regierung nach pflichtmäßigem Ermessen
wirklich gedrungen fühlen, in näherer Zukunft mit neuen
militärischen Forderungen an den Reichstag heranzutreten, so
würden diese unter keinen Umständen eine neue Belastung des

Volkes zur Folge haben, sondern sich lediglich im Rahmen des Ueberflusses aus dem Wehrbeitrag halten. Unter dieser Bedingung würden vom nationalen Standpunkte keine Einwendungen zu erheben sein. Daß der Reichstag hierbei wirklich ernstlichen Widerstand leisten sollte, glauben wir nicht, denn die Ergebnisse des Wehrbeitrages sind, wie gesagt, ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach dazu da, um unsere Rüstung auf die größtmögliche Höhe zu bringen. Obwohl wir durchaus nicht pessimistisch veranlagt sind, lehnt doch jeder Blick auf die internationale Lage, daß Deutschland, will es sich behaupten und seine Interessen durchsetzen, auch militärisch stark genug sein muß, um seinem Willen eventuell mit der Waffe in der Hand den gehörigen Nachdruck zu geben und vor dem traurigen Schicksal bewahrt zu bleiben, sich in den entscheidenden Augenblicken von anderen Völkern an die Wand gedrückt zu sehen. Versagt der Reichstag wider Erwarten, so soll es uns recht sein. Es würde sich dann eine neue Gelegenheit ergeben, ihn dahin zu zwingen, wohin er schon längst gehört, und den Hypele aus Volk zu waschen."

Das ist erst der Anfang vom Liede: bald wird dieser patriotische Gassenhauer in den verschiedenartigsten Variationen von allen „vaterländischen“ Blättern heruntergeorgelt werden — vor allem, wenn erst das Ergebnis des Wehrsteuerbeitrages zu übersehen ist und sich ein statilcher Ueberfluß herausstellt. Wieder wird, wie bei früheren Wehrvorlagen, über die Ehre des teuren Vaterlandes, das auf den französischen Schlachtfeldern vergossene deutsche Blut, die Wacht an der französischen und russischen Grenze delaminiert werden — der frühere Text bedarf ja nur sehr geringer Abänderungen — und wieder wird das Zentrum, diese Partei der politischen und sittlichen Korruption, noch einigen kostenthaften Sträuben fast alle Forderungen der Militärpartei und der Rüstungsprofiteure bewilligen. Immer dasselbe verlogene Spiel!

Kapitalistische Piraten.

Der bürgerliche Durchschnittsleser bezieht seine Kenntnis über das nationale Schiffsahrtswesen aus dem Teil seines Lieblingsblattes unter dem Strich. In fast mathematisch regelmäßigen Abständen kehrt dort eine von Lob und Anerkennung überschwellende Schilderung des bequemen Lebens auf einem der modernen Riesenschiffe wieder, auf dem der Herr Autor für gewöhnlich völlig kostenlos gegen das süßschmeigende Jugendländchen, die Herren Gastgeber gebührend zu loben, Tage, Nächte und Wochen zubringen darf. Diese relativ billige Art, die Kellametrose zu tilgen, ergänzen unsere größten Schiffsahrtsgesellschaften durch Einladungen an gefürchtete Personen, sich ebenfalls gratis auf längere oder kürzere Zeit befördern zu lassen, und so genießt „der“ Deutsche fast Jahr für Jahr das Wohl nur für Ausländer etwas seltsame Schauspiel, daß deutsche Bundesfürsten nebst hoher Verwandtschaft sich ein Kajütenbillet erster Klasse einschließlich freier Verpflegung spenden lassen und — benutzen. In den Augen des deutschen Spielers gewinnt die Schiffsahrtsgesellschaft dadurch noch an Ansehen. Wo übrigens die freiwillige Anerkennung der Presse ausbleiben sollte, haben die Gesellschaften noch ein anderes Mittel in der Hand: durch internationalen Vertrag haben sich alle bedeutenden europäischen und nordamerikanischen Gesellschaften verpflichtet, keine Zeitung durch Annoncen zu unterstützen, die einer der Gesellschaften irgendwie Ungelegenheiten bereitet. Deshalb wohl ging auch in den letzten Wochen ein Fieber an jedem Morgen und jedem Abend durch die bürgerliche Presse. Hamburg—Amerika—Linie und Lloyd möchten doch ja die vor einiger Zeit ausgedrohten Differenzen schleunigst beilegen.

Die Einigung der beiden Gesellschaften, die von der gesamten bürgerlichen Presse freudig begrüßt wurde, bedeutet in der Tat die Herstellung eines Monopols im Schiffsahrtsgewerbe und damit die schlimmste Ausbeutung der Armen. Die Gesellschaften leben ja nicht von den Passagieren erster und zweiter

Kajüte, sondern ihren Hauptprofit ziehen sie aus dem Zwischenhandels- und Frachtenverkehr. Hieran allein bezieht sich auch die auf 15 Jahre abgeschlossene Interessengemeinschaft. Hohe Frachten bedeuten Warenverteuerung, und hohe Zwischenhandelspreise pressen aus den armen gequälten Auswanderern, denen das Vaterland alles raubte, noch mehr heraus. Die schmutzigen Praktiken, wie sie der österreichische Auswandererstand und der Prozeß in Myslowitz enthielten, gehören dabei zum System des Auswanderer-geschäfts, und die Gesellschaften fühlen sich dem auch selbst so schuldig, daß sie in ihren vor einigen Tagen veröffentlichten Geschäftsberichten es gar nicht wagten, auch nur mit einem Wort diese Dinge zu berühren. An den Dividenden — die Hopag zahlt wieder 10 Proz., der Lloyd erhöht von 7 auf 8 Prozent — lebt die Hoffnung verhänglicher und politisch geknechteter osteuropäischer Auswanderer, denen die Schiffsahrtsgesellschaften als die letzte Rettung aus dem Elend erschienen. Nachdem nun die österreichische Regierung dem Druck der österreichischen Schiffsahrtinteressenten nachgegeben und die deutschen Gesellschaften zurückgedrängt hat, schlossen sich die Hopag und der Lloyd zu einer engeren Gemeinschaft zusammen, um die Ausfälle im österreichischen Verkehr durch beabsichtigte Preisreduzierungen im Gesamtgeschäft auszugleichen. Von den Vorteilen des Zusammengehens (Aushaltung jeder Konkurrenz, gemeinsame Aufstellung des Bauprogramms) werden die Auswanderer nichts zu spüren bekommen.

Die Monopolherrschaft der Hopag und des Lloyd ist durch einen glücklichen Zufall beschleunigt worden. Die zum Fürstentum gehörigen Schiffsahrtslinien betrieben bisher eine Politik, die der jener Gesellschaften entgegenstand. Strebte der Fürstentum doch sogar danach, selbst den Auswandererverkehr zu eröffnen, der bisher auf Grund staatlicher Konzessionen nur den beiden älteren Gesellschaften zusteht. Wohl verweigerte die Regierung die Erlaubnis, aber man konnte ja nicht wissen, ob der Hauptfinanzier des Fürstentums, Fürst von Fürstberg, auf Grund der persönlichen Freundschaft mit dem Kaiser nicht doch einen Umschwung in den Anschauungen der Regierung herbeiführen würde. Seit einem Jahr sieht der Fürstentum nun aber sozusagen unter Konkurs und die Hopag hat sich bereits die Aktien der Levante-Linie aus der Masse des Konzerns zu erwerben. Auch von dorther droht also keine Gefahr mehr. Hopag und Lloyd beherrschen und unbedrängten die deutsche Schiffsahrt und die Erneuerung der nordatlantischen Schiffsahrtkonvention bürgt dafür, daß auch keine ausländischen Linien die heimischen an der vollen Ausnutzung des Frachtgeschäfts und der Auswanderer hindern können.

Politische Uebersicht.

Bei Sarrafani.

Während der Bund der Landwirte bei seinen alljährlichen Berliner General-Galavorstellungen als Versammlungsort den Zirkus Rust bevorzugt, hat die sächsische Landesversammlung der Bündler eine gewisse Vorliebe für den Zirkus Sarrafani in Dresden. Dort hat denn auch wieder am letzten Freitag die diesjährige Tagung der sächsischen Bauern mit und ohne Fußspalten stattgefunden; aber abgesehen von diesem örtlichen Unterschied ist die ganze Aufmachung dieselbe — nur, daß in Dresden nicht die großen „Attraktionen der Arena“ auftreten, sondern sich die sächsischen Agrarier mit der Vorführung von Kräften zweiten, dritten Ranges begnügen müssen, die überdies auch nur in ganz westlichen Nummern, wie es im schönsten Zeitungsdeutsch heißt, „in die Erscheinung treten“.

Diesmal hätte man sich als Oquidoliteur — wahrscheinlich um allen Anwesenden die Grundlosigkeit des Verzehs von der Fleischnot ad oculus zu demonstrieren — den Redaktions-Nommiere-Halbstoff der „Deutschen Tageszeitung“ Herrn Dr. Georg Dertel aus Berlin verschrieben, der sicherlich als geborener Sochse und Beherrscher des sächsischen Dialekts auf solche Berufung auch die größte Empörung hätte. Er schildert in langer Rede die grausamen Gefahren, die Deutschland vom Auslande drohen und

die naturgemäß nur durch fortgesetzte beträchtliche Seereserverstärkungen beschwichtigt werden können. Dann wandte er sich gegen das Vermögenswachstumsvergeß und lobte die sächsischen Finanzgenossen, forderte eine gründliche, kraftvolle, klare, energische Mittelstandspolitik und einen ausreichenden Streikbrecher- und Hingebrederschuß und ereiferte sich dann schließlich gegen das Uebermaß der Sozialpolitik, der entschiedenen Einhalt geboten werden müsse. Natürlich verließ Herr Dertel auch nicht zum Schluß einen seiner bekannten christlich-germanischen Zeilartitel, wie er sie regelmäßig vor christlichen Feiertagen in der „Deutschen Tageszeitung“ ablagert, vorzutragen, selbstverständlich dem Verständnis der Zuhörer entsprechend ins Bayerisch-Sächsische überfetzt.

Nachdem dann noch Rittergutsbesitzer aus dem Winkel-Sogau, der agrarische Köfener Bürgermeister Dr. Eberle und ein Rechtsanwält Dr. Kahlmann oder Kahlmeyer geredet hatten, wurde die Tagung in bekannter begeisterter Stimmung geschlossen.

Nationalliberale Zensurleistungen.

In der nationalliberalen Kelangepartei wird der Muddelmuddel immer ärger. Infolge der genialen Taktik des großen Parteistrategen Koffermann haben die Friedberger und Führer ihre Machtposition innerhalb der Partei in letzter Zeit mehr und mehr erweitert, und sie benutzen ihren Einfluß nicht nur dazu, die nationalliberale Reichstagsfraktion unter die Bewachung und Direktive der nationalliberalen Fraktion des preussischen Abgeordnetenhauses zu stellen, sondern auch als Zensoren der journalistischen Leistungen der bismarckianischen und jungliberalen Blätter aufzutreten. Sollten da jüngst die „Jungliberalen Blätter“ sich erdreisten, das Verhalten der preussischen nationalliberalen Landtagsfraktion gegenüber den konservativen Angriffen für recht schwächlich zu erklären und zu monieren, daß die Nachgiebigkeit der nationalliberalen Landtagsabgeordneten gegen die konservativen Herausforderungen manchmal „bis hart an die Grenze der Würdelosigkeit“ gehen. Darauf antwortete die Fuhrmannsche „Nationalliberale Reichstagskorrespondenz“ mit folgender Epistel:

Die Jungliberalen pflegen ja des öfteren von dem Verrechte der Jugendlichkeit, ohne Sadienentis mit großen Worten um sich zu werfen, Gebrauch zu machen. Darüber mag man hinwegsehen, solange die nationalliberale Partei davon nicht unmittelbar berührt wird. Wenn sich die jungen Herren aber erlauben, ihre Vorgesetzten in die Ecke gegen die nationalliberale Partei und deren geordnete parlamentarische Vertretung zu richten, dann muß ihnen ein wenig auf die Finger geklopft werden, mindestens solange sie noch Wert darauf legen, als Angehörige derselben Partei angesehen zu werden. Ein solches unzulässiges Anrempeln der eigenen Fraktion liegt in dem Leitartikel der letzten „Jungliberalen Blätter“ vor. Dieser Artikel, der von anmaßenden Ungehörigkeiten krocht, hat den „Recht“, von Rednern der nationalliberalen preussischen Landtagsfraktion zu sagen, daß sie bei der bekannten großen Auseinandersetzung mit den Konservativen „bis hart an die Grenze der Würdelosigkeit“ gegangen seien. . . .

Man könnte über die erstaunliche politische Ahnungslosigkeit, die aus dem ganzen Artikel spricht, mit Heiterkeit hinweggehen, wenn dieser Artikel nicht wieder einmal von dem Ansehungsstreife Kunde gäbe, der im jungliberalen Lager herrscht. . . . Die preussische nationalliberale Landtagsfraktion wird sich, dessen wir wir gewiß, durch ein solches Anbellern in ihrer nach allen Seiten unabhängigen Politik nicht beirren lassen.

Man muß zugeben, die preussischen nationalliberalen Landtagsabgeordneten sind doch nicht ganz so würdelos, wie die „Jungliberalen Blätter“ behaupten: auf Anrempelungen aus dem eigenen Lager antworten sie mit stark entwickeltem Selbstbewußtsein recht dersh zu antworten — nur bei Anrempelungen von konservativer Seite sinkt ihnen ihr Männerherz in die Unterhosen.

Neubildung des italienischen Kabinetts.

Rom, 15. März. Der Abgeordnete Salandra hat seine Bemühungen einer Neubildung des Kabinetts fortgesetzt, jedoch ist bisher noch nichts über die endgültige Besetzung der

Dandalismus und Sozialismus.

An dem Charlottenburger Kaiser-Friedrich-Denkmal prangte an einem Tagend Stellen, durch eine Schablone mit Anilinfarbe aufgetragen, das Wort „rote Woche“, und schon wendet sich der teutsche Spieghbürger in Entrüstungskrämpfen über die roten Bandalen, die alles „verruugenieren“, alle Kultur und Zivilisation zerstören wollen.

Nun hat es mit den roten wie mit den roten Bandalen eine ganz besondere Verwandnis. Als das Vorbild eines sinnlosen Zerwürfs von Kulturwerten gilt wohl jener Heraklitos des griechischen Altertums, der aus brennendem Ergeiß den Tempel der Diana in Ephesus in Brand steckte und sein Ziel erreichte: noch heute spricht man von herostratischen Gefühlen und Taten. Ebenso bekannt ist die Geschichte jenes Kalifen Omar, der Alexandria im Sturm nahm und angehtisch der von den Ptolemäern gegründeten gewaltigen Bibliothek lakonisch sagte: „Es gibt nur ein Buch der Bücher: das ist der Koran. Steht also in diesen Büchern dasselbe wie im Koran, so sind sie überflüssig. Steht etwas anderes darin, so sind sie schädlich. Ins Feuer mit ihnen!“ Und man heizte sechs Monate lang mit den Bibliotheks-schäben die öffentlichen Bäder.

Nun will es aber die geschichtliche Wahrheit, daß schon sechshundert Jahre vorher die Bibliothek der Ptolemäer mit 400 000 Handschriften bei der Einnahme Alexandrias durch Cäsar zufällig in Flammen aufging, und eine andere alexandrinische Bibliothek wurde 390 nach Christus durch den christlichen Bischof Theophilus der Vernichtung geweiht. Mit allzu bedeutenden Büchervorräten kann also Omar gar nicht ausgeräumt haben, wenn anders, was die Araber bestreiten, die ihn zugesprochenen Worte und Taten wirklich stimmten.

Ähnlich verhält es sich mit den Bandalen, die bei der Eröberung Rom die meisten Bildsäulen und Kunstwerke aus wüster Freude an Zerstören zertrümmert haben sollen, so daß uns das meiste nur in Eberden erhalten ist. Die neuere Geschichtsforschung weist auch hier nach, daß dieser germanische Stamm, schließlich mit diesem schweren Vorwurf belastet, auf die Nachwelt übergegangen ist. „Mit Unrecht“, sagt Ludwig Schmidt in seiner Geschichte der Bandalen, „ist durch das Wort Dandalismus dem Volke Gelferichs ein Verbrechen aufgedrückt worden.“

Nehegens ist Wort und Begriff erst am 31. August 1794 geprägt worden, als in der französischen Nationalversammlung der Bischof Grégoire von Blois über den „revolutionären Dandalismus“ der Jakobiner zeterete. Auch sehr zu Unrecht, denn tocnn sich während der großen Revolution auch der Dronng aus-takte, alle Erinnerungen an die schmutzigen Zeiten des Despotismus und Feudalismus auszutilgen, und dabei auch hier und da eine Statue in Stücke gehen mochte, so wurde doch bald eine eigene Kommission gebildet mit der Aufgabe, Kunstwerke zu schützen und zu erhalten und der Nationalkonvent verbot durch ein Dekret vom 3. Brumaire des Jahres II ausdrücklich, „Bücher,

Zeichnungen, Grabüren, Bilder, Statuen, Reliefs, Altertümer, Modelle und andere Kunstgegenstände wegzunehmen, zu zerstören, zu verstümmeln oder auf irgendeine Weise zu beschädigen unter dem Vorwand, daß man die Zeichen der Feudalherrschaft und des Königtums verschwinden lassen wolle.“ Daneben hat die kurze Zeitspanne der revolutionären Regierung in Frankreich mehr für die Entfaltung und Entwicklung der Kunst getan, als alles Königtum der Bourbonenischen Ludwige zusammengekommen.

Ein halbes Jahrhundert später allerdings, als mit schwerem Treitt eine neue Klasse, das Proletariat, auf der Weltbühne zu erscheinen und sich im Zeichen des Sozialismus zu sammeln begann, befürchteten auch vorurteilsfreie Geister oberhand Unheil für die Kunst von dem Siege dieser verdrängenden Klasse. Selbst ein Heinrich Heine geist sich in Phantasien, wie der „schauerhaft nackte, ganz feigenblasse kommune Sozialismus“ die ganze moderne Zivilisation bedrohe und wie er nach seinem Triumph an Stelle der Rosenbeete Kartoffelfelder pflanzen werde. Das aber war schließlich kein Wunder in einer Zeit, da das, was es an Sozialismus gab, noch einen stark kleinbürgerlichen Einschlag aufwies. Proudhon, der Stammvater des Kleinbürgerlichen Sozialismus, war in seinem trotzen Vananufentum strom kunstfeindlich, und einer seiner Anhänger, der Journalist Jules Vallès, selber allerdings ein stürmisches Künstler temperament, donnerte und wettezte gegen die ganze klassische Kunst und hielt es für ganz und gar kein Unglück, wenn alle Museen und Bildergalerien an ein und demselben Tag in Flammen aufgingen.

Aber die Niederlegung der Vendomesäule durch die Kommune im Jahre 1871 entsprang doch anderen Gründen als solcher Sinnesart. Cäsarismus, Absolutismus und Militarismus wollte man treffen, indem man die Säule umstürzte, auf der Napoleon I. als ein Sinnbild des Cäsarismus, Absolutismus und Militarismus thronte. Im übrigen hatten gutbürgerliche Republikaner wie Jules Simon und Ferry schon seit Jahren danach geseht, dieses Denkmal zu zerstören, und ein so untergängerlicher Künstler wie Courbet hatte die erste Anregung dazu gegeben.

Die moderne Arbeiterklasse vollends ist so kunstfreundlich wie nie eine Klasse, denn während etwa das Junkertum sich mit den leichtesten Freuden des Daseins schmugeln begnügt und auch die Bourgeoisie sich auf dem Felde der Kunst nur amüsieren will, suchen die modernen Arbeiterorganisationen ihren Mitgliedern das Verständnis für alle Kulturgüter und Kunstschätze zu erschließen. Was Sozialdemokratie und Gewerkschaften an Bildungsarbeit und Kunstpflege leisten, das haben auch ehrliche Gegner kaumend und bewundernd anerkannt und, während sich hier und da noch in stumpfen Hirnen die Vorstellung von Streikenden als von schnapsduftenden Ballonmügen lebt, spricht eine Reitz wie die folgende über einen Zustand der Wiener Transportarbeiter Pände:

Die Stimmung der Streikenden ist ausgezeichnet. Sie freuen sich ihrer strammen Einigkeit, sie freuen sich auch des schönen Wetters. Vielen, die nur Nachbarn haben, sah schon wie lange nicht mehr die Sonne ins Angesicht. Nun stehen sie auf Streikposten und lassen sich vom Glanz des Sommers

segnen. Die Streikstage sollen aber nicht nur der kampf-erfüllten Ruhe dienen. Man denkt daran, die Ruhe-stunden auch für Bildungsarbeit zu verwenden. Man plant Führungen durch Sternwarten, Museen und andere Bildungsstätten. Feste und Vorträge sollen veranstaltet werden. Der Streik soll viele gute Früchte tragen!

Darum können wir den Komur des „Dandalismus“, der in leicht zu durchschauender Absicht wegen des Denkmalsanstrichs in Charlottenburg gegen und erhoben wird, gleichmütig abweisen mit den Worten des Dichters Heinkel:

Wir sind die „Bandalen“ der Rinde,
Wir sind die „Barbaren“ des Rechts,
Wir führen die Freiheit im Schilde,
Die Freiheit des Menschengeschlechts.

Karl Ludwig.

Die „rote Exzellenz“ und der „Süddeutsche Postillon“.

Gedenkblatt von Ernst Krosowskii.

Am 19. März vor 90 Jahren wurde Heinrich v. Reber geboren. Erst nach seinem Mitte Februar 1909 erfolgten Tode ist sein Name in die breiteste Öffentlichkeit gedrungen. Das war, als einige Feldpostbriefe Rebers aus dem deutsch-französischen Kriege ihre kuffischen erregende Kunde durch die ganze Parteipresse machten. Dabei wurde auch wohl des Dichters gedacht, aus dessen Schriften ein Münchener Privatdozent eine ziemlich belanglose Anthologie zurechtgestoppelt hatte.

Es gab eine Zeit, da Reber sich unter den „Modernen“ großer Popularität erfreute. Als Mitarbeiter von M. G. Conrads „Gesellschaft“ zählten sie ihn gern zu ihresgleichen, weil ein pensionierter Artillerie-Oberst als prominente Künstlerpersönlichkeit eine ungewöhnliche Erscheinung bildete und sehr wohl als „Aushängeschild“ zu gebrauchen war. Bald fand der verstorbenen Otto Julius Bierbaum — und ihm beteten es andere nach — daß Rebers dichterische Art mit der Liliencrons auffallende Ähnlichkeit hätte. Nichts lag ja für oberflächliche Beurteilung näher, als diese Prose. Gevitz — beide waren ehemalige Offiziere und verdienstliche Kriegsinvaliden. Herkommen, Bildung und Charakter trennte sie aber entschieden von einander. Liliencron entstammte einer niederdeutschen Aristokratenfamilie, die sich auf ihr Geburtsort viel zu gut tat. Reber war bürgerlicher Abkunft. Jener folgte nur traditionellem Brauch, indem er sich in die militärische Laufbahn schloß; dieser, ausgestattet mit gründlicher humanistischer Bildung, hatte bereits die Forstakademie sowie ein forstpraktisches Probejahr hinter sich, um darauf an der Münchener Universität noch einige Semester hindurch philosophischen und sozialwissenschaftlichen Studien obzuliegen, als er, unmittelbar nach den Lolo-Montez-Krawallen und der hiermit verknüpften „freiwilligen“ Abdankung Ludwigs I. unterhalb mußte. Glücklichlicherweise eröffnete sich dem sofort zum Leutnant Ernannten die

Ministerfessel bekannt. Als wahrscheinlich wird folgende Kombination angesehen: Ministerium des Innern: Marquis di San Giuliano; Finanzministerium: Luzzatti; Kriegsministerium: Guardasigoli; Marineministerium: Nillo.

Gestern Abend hat der König Salandra in Audienz empfangen und eine Stunde lang mit ihm konferiert. Der wichtigste Punkt bei der Neubildung des Kabinetts ist die Personenfrage, denn das Programm Salandra's findet allgemeine Billigung.

Eine Rede Churchills über die Home-Rule-Frage.

London, 14. März. Marineminister Churchill hat heute in Bradford eine Rede gehalten, in welcher er unter anderem sagte: „Wichtiges Angebot hinsichtlich der Stellung Irlands zu Home Rule bedeutet einen großen Schritt vorwärts, aber es scheint ihm grundsätzlich auch das letzte Angebot zu sein, das die Regierung machen könnte und dürfte. Er sei gewiß, daß der erste britische Soldat, der von einem Orangisten angegriffen oder getötet würde, Anlaß zu einem solchen Jornausbruch des englischen Volkes sein würde, wie die Tories es sich wohl kaum vorstellen dürften, und daß dieser die Grundlage des Staates schwer erschüttern würde. Man werde sich aber durch die Drohungen der Irkerleute nicht einschüchtern lassen, vielmehr müsse die Macht des Gesetzes und die Ordnung aufrechterhalten werden.“

Sieg der Pariser Postbeamten im Lohnkampf.

Paris, 15. März. Die Forderungen der Post- und Telegraphenbeamten des Pariser Hauptpostamtes, die kürzlich ihrem Mißvergnügen über die schlechte Bezahlung in lärmenden Kundgebungen auf dem Aute Laft machten, sind nun doch bewilligt worden. Zu den bereits für das Jahr 1913 bewilligten 8 Millionen Frank für die Postbeamten werden am 1. Juli und 1. Dezember dieses Jahres je weitere 6 Millionen treten.

Aus Groß-Berlin.

Gläubige Polen und die Geistlichkeit.

80 Schulleute in der katholischen Kirche.

In der katholischen Pauluskirche in Moabit ist es am gestrigen Sonntag früh zu lebhaften Zusammenstößen mit der katholischen Geistlichkeit gekommen, die ihre Ursache in der Nichtberücksichtigung der polnischen Sprache haben.

Vorausgeschickt sei, daß die Pauluskirche und der Dominikanerkloster an der Ecke der Waldenser und Oldenburger Straße 300 Kindern von einem Dominikanerpater Unterricht in der deutschen Sprache erteilen lassen, natürlich Religionsunterricht. Zahlreiche Polen, die als sogenannte Kabilalpartei Groß-Polen in polnische Vereine organisiert sind, hatten aber den Wunsch, daß ihre Kinder die Kommunikation in polnischer Sprache empfangen. Die Erfüllung dieses Wunsches soll zunächst auch von der Geistlichkeit zugesagt worden, aber der höheren zuständigen Stelle abgelehnt worden sein. — Gestern war nun der Tag der Kommunikation herangekommen. Die Geistlichkeit ahnte Unheil. Sie ließ in der Messe von 8-9 Uhr vormittags die sonst übliche polnische Predigt ausfallen, um den Gottesdienst abzukürzen und eventuellen peinlichen Aufstößen vorzubeugen. Um 8 Uhr erschienen in der Kirche, die ungefähr 3000 Personen faßt, über 3000 Polen, Männer und Frauen, mit den 50 Kindern, die über die Feiertagsfelder Mäntel angelegt hatten. Beim Eintritt in das Gotteshaus entrollten sie eine Fahne des polnischen Arbeitervereins Kasimir. Ein Geistlicher forderte sie auf, sie wieder zu verschließen, aber umsonst. Jetzt beschloß das polnische Kabilal, die zur Vorzeit sich schon vor Beginn des Gottesdienstes eingeschunden hatten, die Fahne. Während der Messe verhielten sich die Polen ziemlich ruhig, nur einzelne Zwischenrufe fielen hin und wieder. Nach der Messe aber begaben sich die Kinder, die unterdessen ihre Mäntel abgelegt hatten, auf Verabredung zur Kommunionstafel und knieten nieder, um das

militärische Laufband, die, sonders Mittel oder Protektionen als Kataner ergriffen, siebenunddreißig Jahre lang festgehalten wurde. Aber der dichter-künstlerische Trieb war schon damals in ihm wach. Und die gemächlichen artistischen Dienstobliegenheiten zu damaliger Zeit gewährten Ruhe genug, um solcher Reizung sich hinzugeben. Reder poetisierte und studierte nebenbei fleißig die Landshaftsmalerei, worin er es dann ebenso wie in der Literatur zu vorzüglichen Leistungen gebracht hat. In der Geschichte der älteren Münchener Kunst ist sein Name mit Auszeichnung genannt.

Als 1849 die ungarische Revolution ausbrach, folgte Reder — er selbst hat mir es anvertraut — mit noch zwei gleichfalls dichterisch begabten Kameraden: Georg Wegel und Karl Reumann, den tollkühnen Entschluß, daran teilzunehmen. Auf einem Holzstoß gedachten sie von Passau, ihrer gemeinsamen Garnison, aus donauabwärts zu fahren. Ehe es aber hierzu kam, war der Kuffmann niedergebrosen und eine Anzahl ungarischer Offiziere bühnen ihren Rebellennut mit dem Tode am Galgen. Zweifellos hätten die drei das gleiche Los gezogen. Wegel fiel bald nachher bei München im Duell. Reumann, der es noch bis zum Infanterie-Hauptmann i. P. brachte, erschloß sich, dem Trübsinn verfallen, 1858 in Regensburg. Beide haben das Geheimnis ihres freiwilligen Dranges ins Grab genommen. Ihr poetisches Vermächtnis hat Reder befohlen. Daß er aus anderem Volke war als Billencron, bezeugen schon seine Feldpostbriefe von 1870/71. Am schärfsten bezeugt es seine Dicht. Seinen Realismus hatte er den Jüngstdeutschen voraus. Und die revolutionäre Note obendrein. Reder war immer ein rationalistischer Denker. Pflanzerei, Arieerium, Bureaucratie, „Weschädel“ oder wie unten hieß er zeitweilig. In seinem Epos „Botans Heer“ zieht er gegen Fürsten, Geistlichkeit und Adel zu Felde. Seine Liebe steht beim Volke der schwieligen Bäuer. Alles übrige, ob Staat, ob Gesellschaft, ob Religion, gilt ihm alter Blunder: „kein Pfund kämpfen wert“.

Eigentlich hat er sich, seit 1851, da er in Pension ging, erst so recht dichterisch ausgemerkt. Aus dieser Beschaulichkeitsperiode stammen auch seine zahlreichen Gedichte politischer und sozialer Gattung. Ganze Stoffe hatte er zusammengedrückt. Wir gab er die neu entstandenen stets zur Durchsicht. Ich kannte den Reichtum jener Wappen. Vor seinem Ableben hat er aber Tabula rasa gemacht. Das ist sehr zu beklagen; denn Reder war, wie ihm Paul Henze einst bezeugt hat, wahrhaft ein Ritter des Schwertes und der Feder. Nichts kennzeichnet ihn treffender, als die Schlussstrophe einer seiner prächtigen „Federzeichnungen“:

Am liebsten aber singt mein Herz
Von Sturmwind und Gewittern,
Von Sieg und Tod in off'ner Schlacht,
Wenn Sklavenketten splittern.

Und diese Wesenart lebt gerade in jenen Gedichten, die in vier Jahrzehnten des „Süddeutschen Postillon“ aufgespeichert liegen. Daß dem so ist, war eigentlich ein Zufallsprodukt. Das Blatt erschien ja in München. Anders wäre es seinem Redakteur, Genossen Eduard Fuchs, schwerlich geglückt. Reder zur Mitarbeit zu bewegen, denn obgleich er für sich keinerlei Anwartschaften befürchtete, hatten doch mannigfache Mißgriffe mit

Sakrament zu empfangen. Diese Handlung rief den Kurulus auf die Kangel. Er setzte den Leuten in deutscher Sprache das Verbot auseinander, mahnte sie zur Ruhe und zum Gehorsam und sprach seine Verwunderung über ihr Benehmen aus, daß er von ihnen nicht erwartet hätte. Die Antwort war, daß man ihn auslachte, ansprach und auf die Bänke schlug. Man warf mit Steinen, welche die Kinder bei sich trugen. Einige Leute sangen auch polnische Lieder. Es war ein ohrenbetäubender Lärm. Jetzt versuchte der Erste Kaplan, Vater Amandus, der Präses der deutschen Arbeitervereine, die Leute zu beruhigen. Der Erfolg war nur ein neuerlicher Lärm ohne Ende. Der Kaplan von Königsmusterhausen, der in Vertretung die Messe gelesen hatte, sprach zur Beruhigung der Leute polnisch. Aber sie antworteten ihm mit: „Judas!“, „Verläuter der Landsteuher!“ und dergleichen mehr. Weil alle Ruhe der Geistlichkeit umsonst war, so schritt nun die Polizei ein, die von Kriminalbeamten benachrichtigt worden war.

Der Richter des 64. Reviers, der mit 80 Beamten erschienen war, forderte die Leute vom Altarraum aus dreimal auf, die Kirche zu verlassen. Als man keine Folge leistete, drängten die Beamten die aufgeregten Menschen langsam hinaus. Der Lärm wurde nun noch größer. Schreiende Frauen klammernten sich an die Bänke und warfen sich auf den Fußboden, Männer leisteten tätlichen Widerstand. Es war ein furchtbarer Lärm. Nach einiger Zeit aber gelang es, die Kirche zu leeren. Ein Teil der Polen ging nach der Wilschstraße und besuchte dort ein Lokal, in dem der Vorfall noch länger aufgeregt besprochen wurde. Verschiedene Leute verteilten vor der Kirche an die Menge polnische Flugblätter, die aber von den Polizeibeamten sofort beschlagnahmt wurden. Vorläufig festgenommen wurden ein Arbeiter Kasimierz, der bis vor einigen Tagen Präses des polnischen Arbeitervereins Kasimir war und ein gewisser Slomski.

Die peinlichen Austritte gaben Veranlassung, die Kindermesse um 9 Uhr und das Hochamt ausfallen zu lassen. Erst die Nachmittagsandacht fand wieder um 5 Uhr wie immer statt.

Ob die Kirche von neuem geweiht werden muß, bedarf noch der Untersuchung. Es handelt sich hierbei hauptsächlich darum, ob Blut geflossen ist. Die peinlichen Vorfälle wären vermieden worden, wenn auf die polnisch sprechende Bevölkerung die Rücksicht genommen würde, die sie verlangen kann, und wenn die katholische Geistlichkeit sich nicht auch zur Unterdrückung dieser Leute gebrauchen ließe.

Wie die Polizei für unsere Sache wirkt.

Als Antwort auf die Auflösung der öffentlichen Versammlung am Donnerstag benachrichtigten gestern unsere Genossen in Lichtenberg eine Volksversammlung im „Schwarzen Adler“, die einen Massenbesuch aufwies. Um der polizeilichen Ksparrung vorzubeugen, wurde die Versammlung sofort nach der Eröffnung in den Garten verlegt, der sich bald füllte. Es waren weit über 3000 Personen erschienen, die unter gespanntester Aufmerksamkeit den Darlegungen der Genossen Artur Stadthagen und Paul Brühl folgten und ihre wirkungsvollen Ausführungen mit stürmischem Beifall und dem Gesäus quitierten, nun erst roht mit doppeltem Eifer für unsere Sache zu wirken. Die Versammlung nahm unter demonstrativer Zustimmung eine Resolution an, in der gegen die durch nichts gerechtfertigten Maßnahmen des Lichtenberger Polizeipräsidenten protestiert wird, die eine Bevormundung der Lichtenberger Arbeiterschaft darstellten und jeder geschlichen Verhinderung. Eine große Zahl von Aufnahmen war der einzige Erfolg des polizeilichen Versammlungsverbots.

Wahlergebnisse aus Vorortgemeinden.

Friedrichshagen. Trotz der vereinten Anstrengungen unserer Gegner, die noch am letzten Tage zwei Flugblätter herausgegeben hatten, in welcher sie die Sozialdemokratie in gehässiger Weise angriffen, gelang es unseren Genossen, die 3. Abteilung in sämtlichen Bezirken zu behaupten. Im 1. Bezirk wurde Genosse Hans Rieck mit 330 Stimmen gegen 148 Stimmen, welcher der dritte bürgerliche Kandidat Richard Teitow erhielt, gewählt. Im

Bezirkern sehr mißtrauisch gemacht. Er wollte nichts mehr mit der „Öffentlichkeit“, in welcher Form immer, zu schaffen haben und verbarg seine Produktion vor neugierigen Augen. Außer dem „Postillon“ hat kein Parteiorgan jemals auch nur eine Zeile von ihm bekommen. Fuchs also war nicht vergebens um Reders Mitarbeit. Und sie war bedeutungsvoll, sowohl für das Blatt, dem der Ruhm gebührt, die konsequenteste Satire vertreten zu haben, als auch für den Dichter selbst. Zunächst freilich prädierte dieser zurückhaltend. Nüchtern gab er mehr, begleitete er, bald in sozialen Bildern, bald mit feinstem Spott, immer vollkommener die Erscheinungen der Zeit. Fast in jeder Nummer wartete nun seine Muse mit gewichtigen Beiträgen auf. Der Geist des damals schon Siebzighjährigen sprach Flammen und schleuderte tödliche Witze um sich her. Keiner unter uns sechs bis acht Luften jüngeren „Postillonen“ kam Reder gleich an poetischer Spannung und lapidarer Gedankenmacht. Ob er nun den Militarismus oder die Bureaucratie, die pfäffische oder die prozentpatriotische Moral der herrschenden Sippen mit Ruten strich, ob er die an deren Karossen geleitete Bedientenhaftigkeit professoraler Wissenschaft und Kunstübung geißelte oder das soziale Elend der Entbehrten malte: — immer schöpfe er aus dem Vorn eines tiefen Weltelbens. Buhte außer Fuchs, wenig erprobten Vertrauten und mir, der ich sozusagen Kardinalzeuge von der Geburt aller dieser Dichtungen gewesen, sonst niemand um die anonyme Autorchaft Reders, zu ahnen vermodten doch auch Fernstehende, daß er kein anderer dahinter stünde. Erinnert sei an den „Petrefakt“, eine humoristisch-satirische Dichtung, die nicht im „Postillon“, sondern im selben Verlag 1894 als eigenes Büchlein von nur 12 Druckseiten Umfang erschien und innerhalb 14 Tagen vier harte Auflagen notwendig machte. Die Kritik erkannte darin mit Fug und Recht eine der wichtigsten und gelungensten Verfassungen auf das Denkmalschen und Ordensstiften, die jemals geschrieben wurden. Ihr Inhalt ist kurz dieser: Ein wider deutscher Fürst muß einmal im Wald beim Jagdpläster etwas Menschliches vergraben. Dabei passiert ein entsetzliches Malheur; ein Bauer hilft aus dem — Deud. Zur Erinnerung dieses welterschütternden Staatsereignisses wird an selbiger Stelle ein Denkmal errichtet und ein Orden gegründet — der „Petrefaktenstern“. Die vornehmste, dennoch in jeder Beziehung funktelnd satirische Behandlung des heiligen Themas wird noch kostbarer durch eine meisterhafte Zeichnung aus der Feder des Dichters-Malers.

Soeben war der Petrefakt zum vierzehnten hinausgegangen, da griff der bayerische Staatsanwalt nach der Wärfest-Kummer des „Postillon“. Drei Vollbilder: „Es werde Licht“. Es ward Licht und „Fin de siècle“ sowie deren tegliche Begebenheiten wurden als „anzusehend“ beschlagnahmt. Annappe zwei Monate später hatten sich Eduard Fuchs als Redakteur und M. Ernst als Verleger vor dem Schwurgericht wegen „Aufreizung zu Gewalttätigkeiten“ (§ 130) hinter verschlossenen Türen zu verantworten. Angeklagt war, wie man aus der fulminanten Rede des damaligen Ersten Staatsanwalts entnehmen konnte, eigentlich die angeblich auf Provokation brutaler Gewaltakte abzielende Sozialdemokratie. Vom „Postillon“ war fast keine Rede. Nach 7½stündiger Verhandlung wurden zwar beide Presseränder freigesprochen — aber trotz

des auf „Nichtschuldig“ lautenden Wahrspruches der Geschworenen erkannte das Urteil des Gerichtshofes dahin, daß das Bild und Gedicht „Fin de siècle“ nebst den Druckplatten zu vernichten sei. Was denn auch geschah. Hatte man geahnt, daß unsichtbar hinter dem verknurrten Bilde der Geist eines bayerischen Mag.-Josef-Ritters als jormentflammer Ankläger stand, den man solcherweise zum Schweigen zu bringen glaubte? Wie hatte es doch in den Schlupftröpfchen von allen Kollenden und Gefnechteten geblieben?

2. Bezirk regte Genosse Otto Stehbar mit 465 Stimmen über den bürgerlichen Grenzgenossen mit 161 Stimmen.

Die Wahl in der 2. Abteilung findet heute statt. Die Parteien genossen werden erfucht, Stimmhaltung zu üben.

In Kankendorf erhielt Behrer (Sozialdemokrat) 127 Stimmen und Gutzeit (bürgerlich) 47 Stimmen. Behrer ist somit gewählt. Von den vier Mandaten in der 3. Abteilung befinden sich jetzt drei in den Händen unserer Genossen.

In Lichterode wurde der von den bürgerlichen Parteien aufgestellte Kaufmann Gast mit 203 Stimmen gegen unseren Genossen, Buchdrucker Groß, welcher 123 Stimmen erhielt, gewählt. In Weifensee erhielten im 2. Bezirk Genosse Eduard Kaffelle 765, im 4. Bezirk Genosse Gustav Seifer: 365 Stimmen. Gegenkandidaten waren nicht aufgestellt.

Gemeindevahlen

finden statt in Rühlensbed: Heute, Montag, den 16. März, abends 1/6 bis 7 Uhr, Wahl der 3. Klasse im Gasthof von Großhe. Kandidat ist der Genosse Paul Brudmann.

In Eggersdorf-Bohensfließ findet die Wahl für die 3. Abteilung Dienstag, den 17. März, statt. Unser Kandidat ist der Genosse Otto Buchholz. Tue jeder seine Pflicht!

Anfälle auf der Straße. Ueberfahren und schwer verletzt wurde gestern nachmittag vor dem Hause Straußstr. 3 das Dienstmädchen Auguste Stolz. Als sie den Fahrdamm überqueren wollte, wurde sie von einer Autodrosche angefahren und gegen die Bordwand geschleudert. In schwerverletztem Zustande fand die Berufsschülerin im Krankenhaus Noabit Aufnahme. — Vor dem Hause Wilkenbruchstraße 81 in Neufahrn wurde das vierjährige Mädchen Hedwig Jensch von dem Motorwagen 1504 der Linie 89 erfasst und geriet mit dem Oberkörper unter den Schuttrahmen. Der Straßenbahnwagen wurde mittels Binden angehoben und die Jensch befreit. Das Kind, das bereits verstorben war, wurde von der Feuerwehr, die Postanten gerufen hatten, in die Reußhäuser Feuerwache und von dort ins Schutzhause übergeführt. — Vom Auto überfahren wurde am gestrigen Sonntagabend das zwanzigjährige Dienstmädchen Frieda Reunburger aus Charlottenburg, Wilmersdoerfer Straße. Beim Ueberfahren des Fahrdammes an der Ecke der Bismarck- und Bismarckstraße stieß sie nicht auf ein in schneller Fahrt der Heerstraße herabkommendes Privatauto. Das Mädchen wurde von dem Wagen erfasst und überfahren. Mit schweren inneren Verletzungen brachte man die Unglückliche nach dem Krankenhaus Westend.

Letzte Nachrichten.

Ausperrung französischer Textilarbeiter.

Paris, 15. März. (B. Z. V.) Die aus Cambrai gemeldet wird, haben die Spitzenfabrikanten von Caudry beschlossen, die von ihnen schon vor einiger Zeit angekündigte Ausperrung der Arbeiter von morgen ab in Kraft treten zu lassen. Sechs bis sieben tausend Arbeiter und Arbeiterinnen werden von dieser Ausperrung betroffen.

Hochwasser auf dem Rhein.

Duisburg, 15. März. (B. Z. V.) Seit gestern Abend sind hier, wie am ganzen Mittelrhein, starke Niederschläge erfolgt. Die Hochwassergefahr am Rhein nimmt damit einen drohenden Charakter an. Am hiesigen Vogel ist seit gestern ein weiteres Steigen um 15 Zentimeter zu verzeichnen. Weite Weidenflächen und niedrig gelagene Acker am Niederrhein sind überflutet. Der Schiffsverkehr auf dem Rhein liegt fast ganz lahm, da die Ladeeinrichtungen durch die Hochflut zum großen Teil unbenutzbar geworden sind.

Das Erdbeben in Japan.

Tokio, 15. März. (B. Z. V.) Nach neueren Meldungen haben die sechs Erdstöße in der Provinz Miya doch Menschenleben gefordert. In Omagari kamen fünf Personen ums Leben. In Kariwano sechs. Hunderte von Häusern sind eingestürzt, viele Städte und Dörfer vom Verkehr abgeschnitten. Der Vulkan Asama ist in Tätigkeit.

Sie reichen alle sich die Hand.

Zum Bund vereint im vierten Stand,
Pumpf dröhnt der Schritt der Massen.
Millionen treibt des Glucks Qual
Und immer größer wächst die Zahl,
Sein Kerker kann sie lassen.

Da nützt nicht mehr ein Nachgebot
Und nützt nicht länger Kraut und Lot,
Die Rot zerbricht das Eisen,
Gewalt regiert solange die Welt,
Als an der Zeit der Hunger bellt,
Der Hund wird endlich beißen.

Und dahin ziehen sie, eine unabhöhrbare Schar; die Arbeiter, die Bauern, die Kriegsmatrosen, die niederen Bediensteten — alle, die am Hungertuche nagen müssen, mit Senfen, Hämmer, Ketten oder rostigen Musketen bewaffnet, während Witze zuden und Donner rasen . . .

Vom Gerichtsgebäude — es war ein wundervoller Junio — eilen Fuchs und ich schnurstracks zum Augustinerbräu, wo uns Reder schon ungeduldig erwartete. Was? Sein „Fin de siècle“ verdonnert? Wie greller Wetterchein umgibt es seine Stirn. „Wahl!“ Mit ironischer Geste griff er zum Zigaretten. Lachend laten wir Bescheid, um sogleich gemeinsam auf die hellbefornete Straße hinausretend uns zu verabschieden. „A rivederla!“ Stramm und straff, den Kalabreser trotzig ins Gesicht gerückt, schritt „Oberst Botan“ von dannen. Und blieb, der er gewesen.

Jahr und Tag darauf — die Gesetzesvorlage gegen den Unsturz stand in Sicht — als wir in corpore den 71. Geburtstag Reders feierten, applizierte dieser uns eine falgige „Abreibung“. Alle Schöneredner sei „blauer Dunst“ — nichts für einen alten Landknecht. Bismarck habe ja allerdings für seine Schwadronerkünste Millionen eingezahlt. Er hingegen mühte sich eine Gassenpotzgel auf den Weg schießen lassen — und habe nichts gekriegt. „Nieder der Militarismus! Es lebe der Unsturz! Prost!“ Und leerte sein Glas roten Tirofers. Trauen vorm offenen Fenster des Anceplafals dudien sich ein paar Polizeihörne schämig ins Nachtschloß . . .

Lang nachher wurde dem Achtzigjährigen noch der Generalmajor mit dem Erzengelstittel zugebadt. Bei den Münchern die rote Erzengel zu heißen, galt ihm doch höher. Unbeschönt mit den herrschenden Mächten in Staat und Gesellschaft, worunter er zeitweilig unglücklich gelitten hatte, vollzog er schließlich den „Nimarsch zur großen Arme“. Feuer sollte seinen Leib verzehren. Nichts als die Asche soll von mir übrig bleiben.“ So hatte er's bestimmt; und so geschah es. Er war ein Ritter von Schwert und Feder — ein echter Sohn des Rargen!

Theater.

Montag, 16. März 1914.
Anfang 6 Uhr.
Eines Palast am Zoo. Variété.
Singspiele.
Anfang 6 1/2 Uhr.
Eines Hollendorfer-Theater. Variété.
Singspiele.
Anfang 7 Uhr.
Kgl. Schauspielhaus. Peer Gynt.
Anfang 7 1/2 Uhr.
Kgl. Opernhaus. Bohème.
Deutsches. Was für was?
Röniggraber Straße. Brand.
Zirkus Busch. Galanorstellung.
Zirkus Schumann. Galanorstellung.
Anfang 7 1/2 Uhr.
Metropol. Die Reise um die Welt
in 40 Tagen.
Anfang 8 Uhr.
Urania. Mit dem „Imperator“
nach New York.
Sinfonie: Kontr.-Org. Rehner:
Eisen- und Metallgießerei.
Besetzung. Symphonie.
Kammermusik. Vom Teufel ge-
holt.
Deutsches Opernhaus. Die lustigen
Weiber von Windsor.
Deutsches Künstler-Theater.
Der Bogen des Odysseus.
Theater an der Weidenbammer
Brücke. Der müde Theodor.
Trianon. Er und der Andere.
Komödienhaus. Kammermusik.
Theater am Rollendorferplatz.
Brüder Gretel.
Lustspielhaus. Die spanische Fliege.
Schiller O. Das Bild im Winkel.
Schiller Charlottenburg. Ra-
schensbauer.
Theater des Westens. Solenität.
Montis Operetten. Jung-England.
Berliner. Die einst im Mat.
Kleines. Feltchen Gedert.
Thalia. Die Langoprinzeßin.
Reisende. Der Regimentspapa.
Friedrich. Wilhelmshädtisches.
Fräulein Trakala.
Kofe. Romeo und Julia.
Kafino. Die alle Weibern.
Gernfeld. Die von oben und unten.
Reichshallen. Steintiner Sängler.
Wintergarten. Spezialitäten.
Apollo. Der Erfolg der 3. Kom-
pagnie.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Puppen. Ein Freund der Armen.
Walhalla. Langohrer.
Folies Caprice. Café Gingsheim.
Der Heiratstag. Meherstein.
Anfang 8 1/2 Uhr.
Neues Volks-Theater. Frau
Warrens Gewerbe.
Anfang 9 Uhr.
Admiralpalast. Die lustige Suppe.
Berliner Glopast. Im Krug
zum grünen Kranz.
Eines Hollendorfer-Theater. Variété.
Singspiele.
Sternwarte, Invalidenstr. 57-62

Heines Werke
3 Bände 4 Mark
Buchhandlung Vorwärts

Bitte genau auf den Namen
Café Rathaus
zu achten!

Inhaber:
Josef Erber

Bitte genau auf den Namen
Café Rathaus
zu achten!

Café Rathaus
Bergstraße 7/8, Ecke Prinz-Handjery-Straße.
Ab 16. März 1914: Kurzes Gastspiel des welt-
berühmten Geigerkönigs **Lajos Rigo**
Inhaber beglaubigter Anerkennungen von höchsten Fürstlich-
keiten sowie höchsten Herrschaften.
Zur gefl. Beachtung! Herr Lajos Rigo ist nicht zu ver-
wechseln mit sogenannten anderen Rigos, die sich nach ihm
den Namen beigelegt haben.
Meinen werten Gästen zur gefl. Kenntnisnahme, daß Herr
Lajos Rigo allabendlich um 10, 11 und 12 Uhr auftritt, und
bitte um rechtzeitiges Erscheinen.
Größte Attraktion für Neukölln.

Stoffe
für eleg. Massanzüge, Paletots
Meter 4.-, 6.-, 8.- M.
Damen-Kostümstoffe
Meter 3.-, 5.-, 7.- M.
Original englische Stoffe
Meter 8.-, 10.-, 12.- M.
Loden für Pelerinen, Anzüge
Meter 2.-, 3.-, 5.- M.
Reste günstigste Kaufgelegenheit.
Fuchslager Koch & Seeland G. m. b. H.
Gertraudenstr. 20-21 vis-à-vis der
Patrikirche.

Verband der Bureauangestellten Deutschlands
Ortsgruppe Berlin.
Montag, den 16. März 1914, abends 8 1/2 Uhr,
„Rosenthaler Hof“, Rosenthaler Str. 11/12:
Allgemeine Mitglieder-Versammlung.
Tagesordnung:
1. Kassenericht und Bericht der Ortsverwaltung. 2. Diskussion.
3. Neuwahl der Ortsverwaltung. 4. Verbandsangelegenheiten.
Zahlreiches Erscheinen der Mitglieder erwartet.
Die Ortsverwaltung.
Achtung! Am Montag, den 16., und Dienstag, den 17. März 1914, bleibt
das Bureau wegen Umzug geschlossen!
Vom Mittwoch, den 18. März ab befindet sich das Bureau und
der Stellennachweis
o. 27, **Direksenstr. 4**, vorn 1 Tr.
geöffnet von 9-5 Uhr.
Telephon: Königstadt 6170 und Postscheckkonto: Paffloch 12720 bleibt
bestehen.
Die Ortsverwaltung.

Möbel
spottbillig
und trotzdem auf Teilzahlung
Komplette Einrichtungen! schon von 300 Mark an Anzahlung schon von 20 Mark an
Moderne Küchen! von 60 Mark an Anzahlung von 5 Mark an
Einzelne Möbel! von 3 Mark an Anzahlung von 3 Mark an
M. Glogau
Alte Jakobstraße 73
Ecke Dresdener Strasse
Auf Kredit

Soeben erschien: 247/13*
Militarismus, Krieg und Arbeiterklasse
Rosa Luxemburg vor der Frankfurter Strafkammer
Ausführlicher Bericht über die Verhandlungen
am 20. Februar 1914. — — — Preis 10 Pf.
Dieser Prozeß, eine der feinsten Blüten preußisch-deutscher Rechts-
sprechung, der mit der Verurteilung unserer Genossin Luxemburg
zu einem Jahr Gefängnis endete, hat überall berechtigtes Aufsehen
erregt. So interessant nun auch die Ausführungen des Staats-
anwaltes sein mögen, auch die Irrungen bei der Anwendung der
zur Verurteilung benötigten Paragraphen, alles dies wird in den
Schatten gestellt durch die meisterhafte und aufrechte Verteidigungs-
rede unserer Genossin Luxemburg.
Dieser Prozeß wirkt aufpeitschend. Zorgt für
eine Massenverbreitung dieser Broschüre!
Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW 68, Lindenstr. 69

Wanderkarten In freien Stunden
hält stets vorrätig Die
Buchhandlung Vorwärts Wochenchrift für Arbeiterfamilien
Lindenstr. 69 (Caden) Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.

Dieser Name u. diese Marke

Engelhardt
auf dem Flaschenschild bürgeu da-
für, daß Sie wirklich das gewünschte
„Engelhardt“ Caramel-Bier erhal-
ten! Also Achtung beim Einkauf!
Weisen Sie Nachahmungen zurück!

Spezialarzt
Dr. med. Karl Reinhardt.
Neanderstraße 12 Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.
Potsdamer Str. 117 a. d. Lützowstr., Sprechst. 1/11-12.
u. 1/8-1/10 U. abds., Sonnt. 11-1.
Für Frauen: Nur 3-4 Uhr.
Nachweislich vollkommenstes Heilverfahren. — Vorzügl.
Dauererfolge, auch bei schwersten, veraltetsten Fällen. Keine
Berufsstörung. Mäßige Preise. Teilzahlung gestattet.
Man verlange im eigenen Interesse 45 Seiten starke
Broschüre gratis und franko per Post
i. verschloss. Kuvert, auch i. d. Institut während d. Sprechst.
gratis erhält. Weitere Auskünfte i. d. Sprechstund. kostenlos.
Warnung vor minderwert. Heilverfahren u. ungeheuer-
licher Preisforderung angeblicher Spezialärzte.
Der nächste Herren-Vortrag findet statt am Donnerstag, den
19. März, abends 1/2 10 Uhr,
in den Arminkallen, Kommandantenstraße 58/59, über: **Harn-
leiden**, wirksame und kurpfuscherhafte Behandlungen-
methoden, Ehrlich-Hata
mit Demonstrationen an natur-
getreuen Wachsmoellen.
Eintritt frei. — Fragebeantwortung.

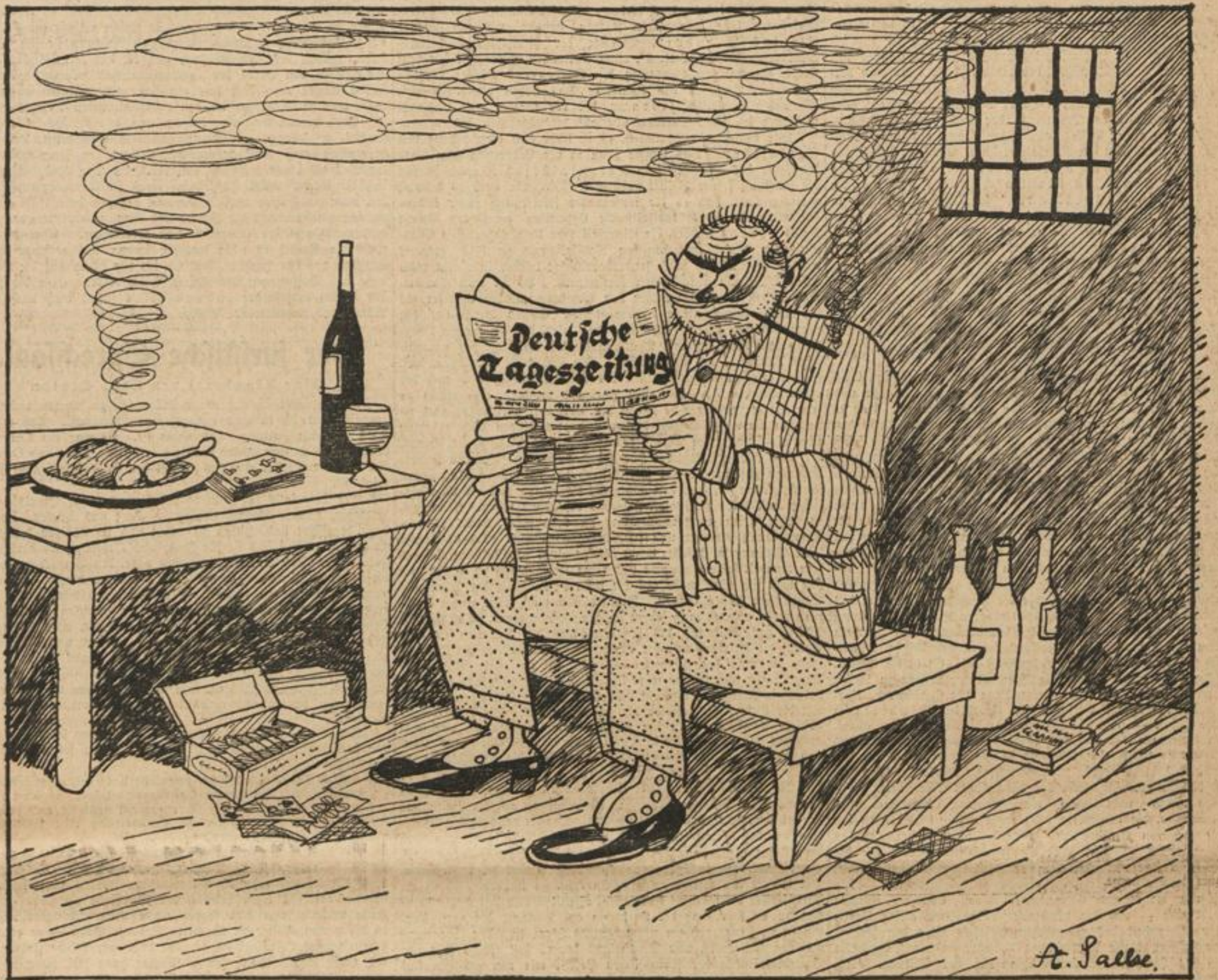
Vereine, Fabriken, Gewerkschaften!
Für bevorstehende Dampferpartien, Ausflüge und
Gesellschaften bringe ich mein herrlich an Wald u. Wasser gelegenes
Restaurant „Waldhaus“ Rauchfangswerder
(Görlitzer Bahn, Station Zenuthen)
in empfehlende Erinnerung. Küche und Keller bieten zu soliden Preisen
nur das Beste.
Eduard Rutkowsky.

Wer ein **Zigarrengeschäft** neu
einrichtet, wende sich vertrauensvoll an die bekannte Firma
Carl Röder, Berlin, Grüner Weg 119. (Königsplatz 3861.)
Alle bekannten Tabake (Kapitän, Gaudwader, Grimm
u. Zripfel, Kopenhagener Kautabak usw., Kapitän-Rauch-
tabake, v. Siden, Hamburg, Cidencott, Goldfarb Schnupftabak
und andere; stets frisch.
Zigaretten, denkbar größte Auswahl zu billigsten Fabrik-
preisen: Jovici, Garbaty, Sal. Nicotum, Manoli, Problem,
Cestery, Regie, Russische und viele andere Sorten.
Zigarren, nur in Qualitäten, welche seit Jahren in vielen
hundertten Geschäften bestens eingeführt sind, in jeder Preislage.



Die Welt in Waffen
Kriege und Kriegsgeschichte der Neuzeit von Hugo Schulz
Mit den besten zeitgenössischen Bildern
60 Hefte à 20 Pf. Jedes Heft ist reich illustriert
Der Verfasser behandelt in seinem Werke die Kriege des 19. und
20. Jahrhunderts von dem Beginn des polnischen Aufstandes
und seiner heldenmütigen Volkskämpfe, die die Polen aus der
todbringenden Umarmung des russischen Knutentums befreien
sollten, bis zu den jüngsten Ereignissen im Balkan, bei denen zum
Entsetzen aller Menschenfreunde die Kriegsturie in all ihrer
Scheußlichkeit: Frauenschändung, Ermordung von Greisen und
Kindern, seine Wiederauferstehung feierte. Das Werk sollte von
jedem nach Aufklärung strebenden Arbeiter gelesen werden. Wir
bitten von dem nebenstehenden Bestellschein Gebrauch zu machen.

Der Unterzeichnete bestellt bei
der
Hauptexpedition des
„VORWÄRTS“
SW. 68, Lindenstr. 69
Die Welt in Waffen
in 60 reich illustrierten Heften zum
Preis von 20 Pfennig wöchentlich
ins Haus zu liefern.
Name: _____
Ort: _____
Wohnung: _____
(Dieser Zettel kann auch der Botenfrau
mitgegeben werden.)



A. Salbe.

Keiling: Wat so 'nen gemeinen Majestätsbeleidiger jeben se weniger Knast als mir, der ik immer det Staatswohl int Doge hatte?

Die Wochenmaler.

Sa, ja, nun rührt man allertwegs die Knochen,
 Und jedes Nesschen springt.
 Da Ihr in diesen Tagen rot gesprochen,
 Habt Ihr auch sie beschwingt.
 Wie wirkt man fruchtbar? Dies war ihr Problem.
 Nun blüht „Aha!“ ihr Cerebralsystem:
 Man kommt vor allem einmal in die Wochen!

Wie eifrig wackeln da die dicksten Köpfe!
 Man faucht und droht.
 Die Pinsel tauchen in die Farbentöpfe:
 Auf, auf! Und löschst das Rot!
 Blau sei die Woche! Oder: Gelb wie Harz!
 Ein anderer schreit: Am besten deckt das Schwarz!
 Und wildgeschäftig rauchen alle Köpfe.

Der Fortschritt auch muß etwas mitspektakeln.
 Sein weicher Pinsel kämpft,
 Um seinerseits die Woche anzutrakeln,
 Natürlich sehr gedämpft.
 Was aber gibt das arme Köppken her?
 Von bunter Mischung einen sanften Schmeer.
 Doch eifrig hört das lahme Huhn man lakeln.

Na, schmiere jeder seinen braven Schinken.
 Man lacht sich eben schief.
 Es wirkt der Sozi, will uns schier bedünken,
 Hier wieder positiv:
 Sie spüren alle seine Faust am Schopf
 Und tauchen schleunigst in den Farbentopf,
 Doch weniger um zu malen, als zu stinken. Pan.

Kätchen.

Von Fritz Müller.

Kätchen ist ein prächtiger Mensch — nein, ich muß sagen,
 War ein prächtiger Mensch. Denn da ist ein — ein — wie soll
 Ich sagen — ein Knack in ihrem Leben gewesen, ein ganz unber-
 rändlicher Knack.

Sie war noch ein halbes Kind, als sie zur Tante Mina kam.
 „Aha, Tante Mina, meint ihr. Nein, bitte sehr, da lag der Knack

nicht. Tante Mina war eine tüchtige Frau, eine sehr tüchtige Frau
 sogar. Und Kätchen konnte froh sein, daß sie solch eine Tante hatte.
 Oder ist es vielleicht kein Glück, wann ein elternlos gewordenes
 Mädchen zu einer Tante kommt, die ihm Schutz und Dach gewährt?
 Die sie vor der Fährlichkeit der Welt behütet. Die für sie sorgt.
 Nicht nur mit Speise und Trank und Kleidern — die auch für
 ihre Bildung sorgt und die Moral. Oder ist in diesen traurigen
 Zeitaltern, wo sich allerorten festgefügte Bande lockern wollen, die
 Bildung und Vestigung nicht viel, viel mehr als Essen?

Tante Mina sagte es immer: „Kätchen“, sagte sie, „ist nicht
 zuviel — nicht als ob ich's dir nicht gönnte — der Himmel weiß,
 daß ich's dir gönne — aber ich habe erst im Hufeland gelesen, ja
 im Hufeland, daß viel mehr Menschen am zu vielen Essen sterben
 als am zu wenig Essen.“

Nein, nein, sterben wollte Kätchen nicht. Da ah sie lieber
 wenig, recht wenig.

„Denn, siehst du“, fuhr die Tante Mina fort, „aufhören muß
 man doch zu essen, wenn's am besten schmeckt — jaja, wenn's am
 besten schmeckt — das steht auch im Hufeland, mein Kätchen.“

Und so kam es, daß Kätchen immer, immer aufhörte, wenn's
 am besten schmeckte.

„Das heißt“, ergänzte sich die Tante Mina später, „das heißt,
 bei der Arbeit ist das anders. Arbeiten kann man immer. Arbeiten
 ist gesund. Und viel arbeiten ist noch gesünder. Am gesündesten
 aber ist, auch dann zu arbeiten, wenn die Arbeit nicht mehr
 schmecken will. Dann gerade extra, Kätchen.“

Kätchen wurde rot.

„Aha, ich sehe, du verstehst mich, Kätchen. Ja, ich will offen
 sein zu dir, Kätchen, ganz offen. Gestern Abend z. B. hast du um
 halb neun Uhr plötzlich aufgehört zu kugeln. Und warum? Weil
 du müde warst, wirst du sagen, Kind. Jaja, weil du müde warst.
 Siehst du, das ist gerade der Punkt, wo bei einem Mädchen wie
 du der Wille einsehen müßte. Der Wille: nein, jetzt will ich grad
 noch weiter kugeln, bis alles fertig ist. Ich an deiner Stelle,
 Kätchen, hätte das getan. Jaja, der Wille, Kätchen, der verlängert
 auch das Leben. Schon der berühmte Hufeland —“

Kätchen wurde blaß. Kätchen suchte nach einem Taschentuch.
 „Aber Kind, was hast du plötzlich? Doch nicht etwa weinen?
 Das wäre noch schöner. Schau, ich meine es so gut mit dir. Oder
 weinst du jemand auf der Welt, der's besser meint? Na, siehst du,
 Kätchen. Und es ist ja nichts verloren, wenn du — wenn du heute
 Abend dann das nachholst, Kätchen, was du gestern —“

Und Kätchen holte es am Abend nach. Sogar gründlich holte es
 Kätchen nach. Es war knapp vor zwölf Uhr, als das Bügeleisen
 nicht mehr über die weiße Wäsche dampfte.

Dafür sorgte aber auch die Tante Mina nicht mit Anerkennung
 am anderen Morgen. „Siehst du, Kätchen“, sagte sie, „ich hab' es
 ja gewußt, du bist ein prächtiges Mädchen. Nein, nein, Kätchen,
 ich lasse auch nichts über dich kommen. Und wenn die Rechnungs-

rätin neulich auch gesagt hat, ich sollte acht geben auf dich —
 du kämest jetzt in das Alter, wo auch eine Richtete von ihr so dumme
 Streiche gemacht hat — wehst du, so allerhand Sachen — nun,
 du verstehst mich schon, mein Kätchen.“

Kätchen stand da mit blanken Augen und verstand es nicht.
 Nun, um so besser, Kätchen — wie gesagt, ich lasse absolut
 nichts auf dich kommen. Ich kenne doch mein Kätchen viel zu gut,
 und — richtig — was ich noch sagen wollte, hast du jetzt die
 Stidereien fertig? Noch nicht? Oh, ich dachte allerdings — nun,
 du wirst sie eben morgen fertig machen; morgen ist ja Sonntag,
 morgen ist ja Zeit dazu — und am Montag bringst du sie zu
 Page u. Co. — erst wenn's dunkel wird, Kätchen, und durch den
 hintern Eingang; es brauchen ja nicht alle Leute zu sehen, daß —“

Tante Mina stockte. Tante Mina stockte sonst nicht oft. Aber
 hier stockte sie doch. Und fragend blickte Kätchen auf.

„Nun ja, Kätchen, ich will offen sein; du weihst ja, ich bin
 immer offen — man kommt am weitesten damit — und siehst du,
 Kätchen, es gibt Leute, böse Leute, die gleich sagen würden, wie
 hätten es nicht nötig, Stidereien an Geschäfte zu verkaufen, ich,
 deine Tante, hätte Geld genug. Aber nicht wahr, Kätchen, so
 töricht bist du nicht? Du weihst sehr gut, daß Arbeit niemals
 schändet. Schon der alte Hufeland —“

„Hufeland, die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“,
 „Davidis, Das praktische Kochbuch“ und „Marlitt, Das Geheimnis
 der alten Ramsell“, waren die einzigen Bücher, welche Tante
 Mina hatte. „Siehst du, Kind“, sagte sie, was brauch' ich viele
 Bücher. Ich kenne ja das Leben, wie es ist. Und du, was brauchst
 du viele Bücher? Du lernst ja auch das Leben kennen — durch
 mich, jawohl, durch mich. Deine Schule hast du ja durchgemacht,
 wie sich's gehört. Du hast die Bildung, die dir zukommt — die
 einem gutgefiteten Mädchen zukommt — und die dich einmal fähig
 machen wird, einem Haushalt — jaja, Kätchen, einem Haushalt
 vorzustehen. Oder willst du etwa immer bei deiner Tante Mina
 bleiben, wie?“

Kätchen sagte nichts. Sie senkte nur den Kopf.

„Nun, ich wußte es ja, daß du ein braves Mädchen bist. Ich
 wußte ja, daß du es einsehst; 's ist einfach deine Pflicht, jawohl,
 Kätchen, deine Pflicht, dir einen Haushalt zu schaffen, wenn es
 Zeit ist. Und mir scheint, Kätchen, es ist jetzt Zeit —“

Kätchen sah erschrocken die Tante Mina an.

„Sieh, Kätchen, ich will offen sein mit dir — ich bin immer
 offen, das weihst du ja. — Daß meine Renten all die Zeit her, da
 du bei mir warst, nicht gerade mehr geworden sind, nun, das
 verstehst du doch, mein Kind, nicht wahr? Aber hör mal, weinen
 mußt du nicht, das würde deinen Teint verderben — das wäre
 nicht gut für den Ball morgen Abend, und was die Wäsche betrifft —
 sie kosten übrigens ein Heibengeld, mein Kätchen — was die Wäsche
 betrifft, ich denke, du wirst besorgt sein, daß wir nicht mehr allzu-
 viele nötig haben.“

Frankreich und Deutschland.

Von unserem Pariser Korrespondenten.

Die chauvinistische Stimmungsmache, die in Frankreich in den letzten Monaten merklich nachgelassen hatte, ist gerade in den letzten Tagen wieder heftiger geworden. Allerdings ist die Erklärung der Aufregung unverkennbar. Hat die Propaganda der deutschen und russischen Offiziere den Anlaß geliefert, so ist es doch offenbar, daß die Alarmrufe vor allem der Wahlpolitik dienen, die Wählerchaft gegen die sich zur Gegnerschaft gegen die dreijährige Dienstzeit bekennenden oder ihrer doch verdächtigen kapitalistischen Parteien und die jetzige Regierung einnehmen sollen. Da sich die alldeutschen Heber natürlich hochfreudig aller scheinbar beweisfähigen Dokumente der Paz- und Kriegsstimmung des französischen Volkes bemächtigen, kommt ein kluges, kühl-sachliches und vom Mut zur Klarheit erfülltes Büchlein, das soeben unter dem Titel: „Der bewaffnete Friede und die elässische Frage in der Anschauung der neuen französischen Generationen“ bei Eugène Figuière u. Cie. erschienen ist, im richtigen Augenblick heraus.

Die Verfasser: Marcel Laurent, Philippe Morard und Alexandre Mercereau, sind keine bekannten Staatsmänner, keine Vertrauensleute der großen Presse und der in offizielle Würden eingerückten Hierarchie der Wissenschaft; sie sind auch keine Politiker von Beruf, vermuthlich nicht einmal Politiker aus Neigung. Der bekannteste von ihnen, Mercereau, genießt als Dichter, Kritiker und Propagandist der jungen Kunstbestrebungen im literarisch interessierten Publikum hohe Schätzung.

Man kennt im bürgerlichen Deutschland vom französischen Geist hauptsächlich die Meinungen der jetzt in Parlament, Presse und Literatur in Führerstellungen stehenden Persönlichkeiten. Und in der letzten Zeit hat man unter den plätzlich emporstrebenden Schriften, worin die Franzosen von heute Klarheit über sich selbst und über ihr Verhältnis zum Ausland zu finden suchen, vornehmlich noch die Leuchterungen des ganz jungen, recht lärmenden und unmaßlich ausbreitenden Geschlechts beachtet, das in einem unter dem Autornamen „Agathon“ veröffentlichten Buch einen brutalen Gewaltaktus verkündete. Die neue Schrift will nun die Meinungen der mittleren Generation feststellen, die noch nicht zur entscheidenden Rolle in der Leitung der nationalen Angelegenheiten gekommen, aber den leidenschaftlichen Leidenschaften einer unerschrockenen, noch von keiner Verantwortung gezügelter Jugend entmachtem ist. Es handelt sich, wie die Verfasser sagen, um das Geschlecht, das zwischen 1875 und 1890 geboren ist, d. h. den Krieg nicht gesehen und an Stelle des alten sentimental, von Formeln romantischer Ideologie eine positivistische, wissenschaftlich prüfende Denkmethode ausgebildet hat. Es ist die Schicht, die in den kommenden Jahren die Schicksale der Nation zu lenken haben wird. Dabei wird zur Vermeidung von Irrtümern, Karikaturen und Verhöhnungen der Verfasser die Studie in drei Abschnitten im Auge haben — nicht die sogenannten „Intellektuellen“ allein, sondern diejenigen, die aus den höheren Schulen in die verschiedensten Berufe eingetreten sind und in der Regel unter der Bezeichnung als „Gebildete“ zusammengefaßt werden. Also im ganzen das jüngere Geschlecht der bürgerlichen „Gebildeten“.

Man kann recht wohl die Meinung bezweifeln, daß die Generation, die den Krieg nicht mehr erlebt hat, erst in der Zukunft größeren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten bekommen werde. Sicherlich ist die französische Politik wie die französische Kultur von heute auffallend reich an Persönlichkeiten, die ihre führende Rolle trotz ihres hohen Alters bewahren — wir nennen nur die Namen Clemenceau, Ribot, Combes, Anatole France, Robin — und die prachtwolle Lebenskraft dieser Kreise mag die Mäßigkeit des alldeutschen Gesells über den Verfall der französischen Rasse kennzeichnen — aber in der Demokratie kommen die Jungen verhältnismäßig früh zur Geltung. Die Deputiertenkammer z. B. hat einen sehr beträchtlichen Prozentsatz von Mitgliedern, die „den Krieg nicht gesehen“ haben, und das gleiche kann von dem Personal der Verwaltung, der Presse, der liberalen Berufe gelten — namentlich wenn man das Geburtsjahr der jungen Generation etwas zurückdrückt, da ja selbst jene, die etwa 1865 geboren sind, doch kaum den Krieg „gesehen“ haben.

Aber schließlich handelt es sich nicht darum, ob 50, 60 oder 70 Proz. der jüngeren Generation die Meinungen der Verfasser teilen. Die Hauptsache ist, daß ein bedeutender Teil auch der Bourgeoisie, und gerade ihrer geistig entwickeltesten Kreise, der Kriegsbegehr und der fortgesetzten Aufpeitschung des Chauvinismus

entschieden überdrüssig ist, und daß das Bewußtsein, daß eine Verhängung Frankreichs mit Deutschland eine Kulturnotwendigkeit ist, durch seinen Presselärm zu betäuben ist.

Der Schrift ist ein Manifest vorangestellt, das über 70 Unterschriften trägt. Es sind Leute, deren staatlicher Würdegrad in den wenigsten Fällen den des Mittelschulprofessors überträgt. Ein großer Teil zeichnet einfach als „Schriftsteller“, einige sind sogar erst Studenten. Auch mehrere bildende Künstler haben unterschrieben. Von bekannteren Namen nennen wir den Dichter Nicolas Baudouin, Direktor der vierteljährlich herausgegebenen „Die des Letres“, einer wertvollen Anthologie der dem Leben zugewandten Literatur; den Bauern und Dichter Guil-laumin, Verfasser des Romans „Das Leben eines schlichten Mannes“; Henri Guillebaud, der vor kurzem eine Auswahl moderner deutscher Dichtung übersetzt herausgegeben hat.

Wir bemerken ausdrücklich, es ist nicht eine Kundgebung von Sozialisten. Das kommt schon in der Bedeutung zum Ausdruck, die das Manifest dem Kolonialbesitz Frankreichs für die Richtung seiner Politik zuschreibt. Vielmehr wird es dadurch gekennzeichnet, daß es die konsequente Fortsetzung jener leidenschaftlichen, auf die kapitalistische Expansion gerichteten Politik Jules Ferrys fordert, die seinerzeit vom Kleinbürgerlichen Chauvinismus des Clemenceauschen Radikalismus zu Fall gebracht worden ist, und sich heute sonderbarerweise wieder in einem radikalen Ministerium schüttern hervorragt. Es ist auch charakteristisch, daß sie weit weniger mit Gemütsmomenten operiert als die vulgär-demokratische Argumentation Gustav Hervés, der vermuthlich gar nicht erdacht davon sein wird, daß die jungen Bourgeois den Ausgleich mit Deutschland ohne Revision der europäischen Landkarte im Auge fassen. Sie sind wohl Ideologen, weil sie die wirtschaftlichen Quellen des Imperialismus und auch der chauvinistischen Ideologie nicht genügend beachten, und etwas zu sehr auf die geschichtliche Macht der Vernunft vertrauen; aber sie sind in ihren Friedenspredigten und -wünschen doch erheblich über die humanitäre Phrase des landläufigen Pazifismus hinaus.

Das Manifest faßt die Ideen des Buches in folgenden Hauptgedanken zusammen: Die Verhärterung der Rüstungen muß, wenn sie weiter fortschreitet, den Krieg als Befreiung von der unerträglichen Last des bewaffneten Friedens erscheinen lassen. Frankreich ist sicher, seine Weltmachstellung zu behaupten, wenn es kein Kolonialreich bewahrt und fruchtbringend macht; aber es bringt diese Stellung in Gefahr, wenn infolge eines unglücklichen Krieges sein Handel, seine Industrie und seine Kriegsmacht zu Lande und zur See sich nicht mehr auf die volle Ausnützung der kolonialen Besitzungen stützen können. Frankreich braucht keine neuen Kolonien mehr, aber es muß seinen jetzigen Besitz wahren. Das sicherste Mittel zur Wahrung des Friedens und der Kolonien ist eine Politik des Friedens und der Entspannung namentlich mit Deutschland, die nicht den geringsten Verzicht auf nationale Würde bedeutet. Für Deutschland wäre der Einfluß im Kriegsfall geringer, daher ein Krieg mit ihm ein ungleiches Spiel. Die Vernunft also wie die Humanität gebieten die Friedenspolitik. Die deutsch-französische Annäherung ist der Schlüssel zur allgemeinen verträglichen Abrüstung. Die Verdüsterung Elsaß-Lothringens lehnt den Gedanken eines Krieges ab; sie wünscht die Annäherung, ja das Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland. Sie selbst hält die Rückstellung der zwei Provinzen an Frankreich nicht mehr für möglich und konzentriert ihre Bestrebungen auf die Erlangung der Autonomie innerhalb des Reiches. Darum erklären die Unterzeichner, daß Frankreich, gemäß dem den Elsaß-Lothringern nach dem Krieg gegebenen Wort, keinen anderen Wunsch haben darf, als die von den Elsaßern selbst gewünschte Politik zu unterstützen. Die Politik der Entspannung allein kann sie fördern. Es ist die Pflicht aller klarsichtigen Franzosen, öffentlich und mit Entschiedenheit zu erklären, daß die Hoffnung auf Rückkehr der zwei Provinzen zu Frankreich ein unfruchtbares Ideal ist. Die Spannung zwischen Frankreich und Deutschland kommt fast ebenso sehr von Grundirrtümern der französischen Politik wie von gewissen Ungeschicklichkeiten der deutschen Regierung. Die eigenständige Politik, die Frankreich seit 15 Jahren treibt, indem es Deutschland auf allen Punkten der Erdkugel in die Quere kommt, ist unfruchtbar und gefährlich. Die Verminderung der Lasten des bewaffneten Friedens, die jede soziale Reform von Bedeutung hindert, ist ein europäisches Interesse. Darum soll Frankreich die Entspannungs- und Annäherungspolitik gegenüber Deutschland, die Ferrys 1880 begonnen und Frechinaud und Hanotaux 15 Jahre fortgesetzt haben, wieder aufnehmen, die Annäherung der zwei Bündnisgruppen vorbereiten und die Initiative zu einem Abrüstungsvorschlag ergreifen.

Wir haben dieses Programm so ausführlich wiedergegeben, nicht weil es neue Gedanken enthält — man findet sie teils schon in der bürgerlichen Presse, teils in der Berner Resolution und am entschiedensten in den verschiedenen Kundgebungen der sozialistischen Partei ausgesprochen —, sondern weil seine Sprache der Ausdruck jener Kühnheit ist, die zu den höchsten Vorzügen des französischen Geistes gehört. Können die Unterzeichner auch überzeugt sein, im Namen der Wehrheit ihrer Altersgenossen zu sprechen, so wissen sie doch sicher auch sehr gut, in welche Gefahr der Verleumdung, Beschimpfung, Denunziation und Achtung sie sich begeben haben. Man erinnere sich doch nur an das Aesthetische gegen Hervé — den Hervé der „antipatriotischen“ Epoche! Und bei Hervé konnte man doch nur ein paar Kratzen auf die Nase, nicht eine kalte Abgabe an den nationalistischen Mythos finden.

Oben darum, weil eine Kundgebung, wie die des besprochenen Buches, im bürgerlichen Deutschland kein Echo trifft, werden es vermuthlich auch sonst wohlmeinende Leute in Frankreich top-makelnd als „nicht politisch“ erklären. Es mag auch richtig sein, daß die Verfasser bei Aufstellung ihres Entspannungsprogramms den deutschen Faktor nicht in Betracht gezogen haben; die annäherungsfreudige Nacht der Junker und Rüstungsprofiter, den Welt-eroberebene der Studiosen und Oberlehrer. Aber die beste nationale Politik ist nicht die, die immer nur misstrauisch und ängstlich auf den Nachbar, sondern die vor allem auf die Bedürfnisse und Hoffnungen der Nation selbst blickt! Eine die Kräfte des Volkes entseelende innere Politik findet auch nach außen Würde und imponierende Größe.

Der juristische Sprechsaal.

Eine Plauderei von Sepp Dertler.

Neulich hatte ich auf einen Bekannten zu warten und da es regnete, trat ich in eine nahegelegene Wirtschaft. Auf meinem Tisch lag eine Zeitung. Ich nahm sie. Es war ein Ordnungsbuch, ein Blatt, das wacker streitet für deutsche Gerechtigkeit und Ordnung, für Thron und Altar, und das deshalb den Sozialdemokraten spinnefeind ist.

Der Leserkreis des Blattes besteht aus guten Staatsbürgern, Beamten, Braven Geschäftsleuten — kurz aus Leuten, die stets dazu begeistert sind, Hurra zu rufen und im übrigen den Mund zu halten. Sonst sind sie für Gerechtigkeit und Ordnung, für Thron und Altar, und das deshalb den Sozialdemokraten spinnefeind ist. Diese guten Ordnungsleute immer wieder hinter die vorgenommene Maske zu schauen. Man kann das leicht. Die Leser eines jeden Blattes demaskieren sich an gewissen Stellen ihres Lieblingsblattes, und man hat das Vergnügen ihnen recht tief in das Herz hineinzublicken, wenn man diese Stellen nachschlägt. Die geeignete Stelle, die Leser eines Blattes, ihren Geist und ihr inneres Wesen kennen zu lernen, ist der juristische Sprechsaal. Er erzählt ganze Geschichten, läßt uns die Herzen und Nieren der Fragesteller prüfen und enthüllt uns ihr innerstes Wesen und Denken.

Ich schlug daher in dem Blatte — ich tue das immer — zuerst den juristischen Sprechsaal auf. Zuerst fiel mir folgende Antwort ins Auge:

G. L. 12. Sie haben die gesetzliche Unterhaltungsspflicht gegen Ihre Mutter. Bei Ihrem Gehalte und Ihrer Stellung ist der festgesetzte Betrag von 15 M. monatlich nicht zu hoch bemessen. Sie dürften durch richterliche Entscheidung eine Herabsetzung dieses Betrages nicht erreichen.

„Nicht das nicht eine ganze Lebensgeschichte? Der Sohn Beamter, in guter Stellung und mit gutem Gehalt. Wie hat viel leicht die Mutter gebedrückt, um ihn dazu werden zu lassen! Sie ist nun arm, ist wahrscheinlich der Gemeinde zur Last gefallen. Diese verlangt von dem Sohne einen Unterhaltungsbeitrag von 15 M. monatlich für die Mutter. Und der Sohn — er erkundigt sich in seinem Lieblingsblatt, ob er nicht durch gerichtliche Entscheidung von einer Unterstützung seiner Mutter ganz frei kommen könne oder ob diese 15 M. monatlich für seine Mutter nicht zu viel wären.“

Im öffentlichen Leben aber ist dieser Beamte eine Ordnungstruppe und verteidigt deutsche Gerechtigkeit und Sittlichkeit.

Hausbesitzer. Der Mieter braucht wegen seines kranken Kindes die Wohnung nicht zu räumen. Liegt eine ansteckende Krankheit vor, so können Sie allerdings die Ueberführung des Kindes in eine Anstalt verlangen. Schadenersatz kann der Vermieter nicht beanspruchen, wenn der Mieter oder eines seiner Familienmitglieder in der Wohnung stirbt.

Das todkranke Tier findet eine Höhle oder eine Stätte, wo es verenden kann. Der biedere Hausbesitzer aber denkt anders.

Und Käthen war besorgt.

Herr Piesal, der Ingenieur aus Böhmen, war erstaunt, daß Käthen nun doch auf einmal alle Lätze mit ihm tanzte, die er früher immer vergeblich von ihr erbeten hatte.

„Und siehst du, Käthen,“ sagte die Tante Mina, „dieser Herr Piesal ist eine ganz vortreffliche Partie für dich. Gewiß, gewiß, er ist nicht schön. Aber Schönheit tut es nicht allein. Das weißt du selbst recht gut. Auch der alte Huseland hat da irgend etwas gesagt über die Schönheit — ich kann mich nur nicht gleich darauf besinnen — nun, gleichviel, Käthen, Herr Piesal ist der rechte Mann für dich. Ein vorzügliches Gehalt hat er, pensionsberechtigt ist er auch. Und weißt du, was noch ein Vorzug von ihm ist? Er gibt gar nichts auf äußerliche Dinge. Siehst du, so soll ein Mann sein. Auf den Kern kommt es an, auf den Kern, Käthen. Huseland sagt auch, daß...“

Der Ingenieur gab wirklich nichts auf äußerliche Dinge. Denn es war ihm auf Tante Minas Vorschlag durchaus recht gewesen, daß keine „Geschichten“ gemacht würden bei der Hochzeit, Geschichten, die nur viel Geld kosten und keinen inneren Wert haben. Es war ihm ganz recht gewesen, daß eine Hochzeitreise unterblieb. „Solch eine Hochzeitreise ist glatte Firtelanzerei“, hatte Tante Mina gesagt. Es war ihm ganz recht gewesen, daß sie in die Wohnung gegenüber von Tante Mina zogen. Und das war wirklich sehr vernünftig. Denn dieses Haus gegenüber gehörte ja auch Tante Mina, und gerade diese Wohnung hatte sie schon seit einem Vierteljahr nicht vermieten können. Da trat sich diese Hochzeit ganz vortrefflich. Und auch damit war der Ingenieur Piesal einverstanden, daß die Hochzeit am Dreißigsten stattfand. Denn von jetzt ab mußte doch die Tante Mina ein Mädchen haben an Stelle Käthens — das ging nun nicht anders, nicht wahr? — und dieses Mädchen trat am Ersten ein. So machte sich alles ganz von selbst und ohne Störung.

Ohne Störung verlief auch die ganze Hochzeit. Tante Mina sagte, Käthen würde sich's nicht nehmen lassen, auch das Hochzeitmahl gleich nach der Trauung am frühen Morgen selbst zu bereiten. Es ging alles wie am Schnürchen. So ein Brautkleid, so ein einfaches, ist im Hui wieder ausgezogen und durch das Hauskleid ersetzt. Und wie der Rechnungsrat an der Türe läutete — Tante Mina hatte außer der Rechnungsrätin niemand eingeladen, weil sie außer ihr keine wirkliche Freundin hatte am Orte, sagte sie — also wie die Rechnungsrätin läutete, da schlüpfte Käthen wieder in das Brautgewand.

Und auch das ließ sich Käthen nicht nehmen, hatte Tante Mina gesagt, selbst das Essen aufzutragen, als der Herr Ingenieur Piesal mit seinem Freund erschienen war. Dieser Freund war ein wenig unbeholfen, das ist richtig. Aber das hatte er doch gesagt, daß ihm das Essen ausgezeichnet schmeckte. Und auch die Rechnungsrätin hatte genickt dazu. Und der Ingenieur Piesal hätte deshalb beinahe seiner jungen Frau einen Kuß gegeben, weil sie so gut kochen konnte. Aber er hatte sich noch im rechten Augenblick darauf besonnen, daß er auf solche äußeren Dinge gar nichts gebe.

Und dann war das Mahl vorüber. Die Rechnungsrätin und der Freund von dem Ingenieur Piesal waren gegangen. Da sagte der Herr Piesal: „So, Käthen, so — nun könnten wir hinübergehen.“

Aber da ist der Tante Mina noch etwas eingefallen: „Weißt du, Käthen“, sagte sie, „wenn dein Mann nichts dagegen hat, dann könntest du noch ein bißchen aufträumen mit dem Geschäft — du weißt ja, das Mädchen kommt erst morgen.“

Und der Herr Ingenieur Piesal hatte wirklich nichts dagegen. So daß also Käthen in aller Ruhe noch alles abtragen konnte, abspülen konnte, alles wieder blühblank machen konnte wie seit so vielen, vielen Jahren jeden Tag.

Und das muß ich auch noch sagen, dafür gab ihr die Tante Mina noch einen Gyrakuß. „Ja, das Käthen“, sagte sie, „ich hab' es ja gewußt, mein lieber Schwiegerjohn, das Käthen bleibt bis zum letzten Augenblick, wozu ich sie ergoßen habe all die vielen Jahre lang. Und was dem Menschen einmal zur zweiten Natur geworden ist, sagte Huseland, das...“

Endlich war es dunkel geworden. Und da gingen sie hinüber. Von einem Haus ins andere. An der Tür aber fiel's Herrn Piesal ein: „Entschuldige, Käthen“, sagte er, „entschuldige, ich habe ganz vergessen, wir vom Bureau die Zeichnung mitzunehmen, die ich morgen und übermorgen fertig machen wollte während meines Urlaubs — nicht wahr, du bist nicht böse — du gehst einweilen allein hinaus und machst es mir — und machst es mir ein wenig gemächlich — in einer kleinen halben Stunde bin ich wieder da.“

Dann war er ohne Ueberholung die Straße hinaufgegangen. Und als er wiederkam — ja, als er wiederkam, da war eben das Unbegreifliche geschehen, da war — der Knack in Käthens Leben eingetreten, der unbegreifliche Knack.

Oder war es vielleicht nicht unbegreiflich, war es nicht gegen alles menschliche Empfinden, daß der Ingenieur Piesal bei seiner Rückkehr die Wohnung leer fand? Daß seine eben angetraute

junge Frau mit einem kleinen Geldbetrag, den sie noch von den letzten abgelieferten Stickerellen für Hage u. Co. in der Tasche hatte, daß sie mit diesem Geldbetrag durchgebrannt war, einfach durchgebrannt?

Wohin? Kein Mensch hat das je erfahren. Vielleicht, daß sie bald darauf gestorben und verdrorben ist — ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, daß der Ingenieur Piesal mit Recht bedauert wurde. Ich weiß nur, daß man bei der Tante Mina Kondolenzbesuche machte; sogar Frauen, die sonst nicht zu ihren Freundinnen zählten, machten Kondolenzbesuche. Ich weiß nur, daß man mit allgemeiner Teilnahme nicht, als die Tante Mina sagte: „Ja, und denken Sie, denken Sie — all die viele Mühe für eine ordentliche Erziehung ganz umsonst — all das schöne Geld zum Fenster hinausgeworfen.“ Und es waren echte Tränen, welche Tante Mina diesmal vergoß.

Hut ab!

So war des Mannes und war ihr Geschick!

Am Morgen ging er heil in die Fabrik.

Vor Mittag noch kippt eine Schiene um

und schlägt den Mann zum Krüppel, lahm und krumm.

Nun liegt er kraft- und sinnlos auf der Haut,

indes die Frau nach Brot und Arbeit schaut.

Vier kleine Kinder, einen siechen Mann —

Wie das ein schwaches Weib nur schaffen kann?

Doch ob die Dächer weiß, die Bäume grün,

sie wäscht und pugt, bis spät die Sterne glän.

Tagaus, tagein — und stets die gleiche Mas,

nur selten Zeit zu einem kleinen Schwag.

Dies Leben währt schon an die sieben Jahr;

kaum weiß sie noch, daß es je anders war.

Viel mehr entbehrt sie in der großen Stadt,

als aller Reichtum zu vergeben hat.

Mir aber zwingt die Hände an den Hut,

was diese Heldin in der Stille tut. Carl Dreyer

Se möchte zu gern ein armes sterbenskrankes Menschenkind auf die Straße setzen und berechnen, wenn ihm das nicht gelingen sollte, wieviel Mark er aus dem Todesfall herausbringen kann. Der Bescheid im juristischen Sprechsaal ist ihm ungünstig. Wutentbrannt wird er wahrscheinlich das Blatt für Jucht und Ordnung abbestellen und ein noch ordnungslüchtigeres abonnieren. —

S. 211. Wenn Ihr Sohn den Beweis erbringt, daß auch Sie — dann wird Ihre früheres Dienstmädchen mit Ihrer Klage gegen Ihren Sohn abgewiesen.

Ein liebliches Familiendrama enthält diese Antwort. Vater und Sohn —. Das Dienstmädchen — diese Person — ist natürlich schon längst aus dem ehedem Hause hinausgeworfen. Aber Folgen machten sich bemerkbar. Ein Kind ist da. Der Sohn soll zahlen. Doch müßig springt der Vater in die Bresche. Vorwärts halber fragt er aber zuerst bei seinem Leibblatte, dem Blatt der sittenreinsten Bürger, an. Die Antwort ist günstig. Vor Gericht wird der Vater seinen rettenden Eid für Sohn und Geldbeutel leisten. Die Klage des sittenlosen und verdorbenen Mädchens wird abgewiesen. Voll Betrachtung gegen diese Person gehen Vater und Sohn nach Hause. Noch auf dem Sterbebette wird der Vater dem Sohne ein treues Festhalten an seinem Leibblatte empfehlen und ihn bitten, jederzeit für Jucht und Ordnung einzutreten, die besonders von dem roten Feind im Lande bedrängt werden. —

Mathias. Das dritte Kind ist kein Scheidungsgrund, aufgenommen Sie sind nicht der Vater.

Ich weite Hundert gegen Eins, der Fragesteller ist im öffentlichen Leben ein tüchtiger Patriot. Sein Herz bebt vor heiligem Jorn, wenn er in seinem Leibblatt liest, daß die Geburtenzahl im Reiche zurückgeht und dadurch die Wehrkraft des Volkes beschränkt wird. Doch von seiner Frau, die — schrecklich — nun schon das dritte Kind bekommt, will er los. Kinderzwingen ist etwas für den Pöbel; nicht für den ordnungsliebenden Staatsbürger. —

S. 32. Es steht Ihnen frei, ein Entmündigungsbefehl gegen Ihren Vater zu beantragen. Ob aber das Gericht in der Tatfrage, daß Ihr Vater sich wieder verheiraten will, einen genügenden Grund zur Entmündigung erblickt, erscheint äußerst zweifelhaft.

Der gute Sohn fürchtet um sein Erbe. Schnell fragt er an, ob er seinen Vater entmündigen lassen könne. Der Vater flüßt sich körperlich noch rüstig genug, um wieder zu heiraten. Das muß der Sohn verhindern. Zu was sind die Gerichte da. Der Alte ist geisteskrank, wenn er das Erbe seines Sohnes schwächen will durch eine Wiederheiratung mit ihren Folgen. Leider muß ihm sein Leibblatt eine Antwort geben, die ihn nicht ermuntert. Wird er den Versuch machen? Es ist nicht sicher. Sicher aber ist: Er wird Beifall zollen, wenn sein Blatt den schönen Satz schreibt: „Die Autorität muß aufrecht erhalten werden, die Autorität der Eltern, der geistlichen und weltlichen Obrigkeit und die Autorität der Gesehe.“ —

Vererat. Das Arbeiterrecht, das sich herausgebildet hat, ist nicht entstanden aus einem stillen Rechtsanspruch heraus. Es wurde durch den Terrorismus und den Zwang, den eine frech gemordete Klasse ausübt. Es ist mithin nur ein Notgesetz, um schlimmeres zu verhindern. Unserer Meinung nach wäre es besser gewesen, den unbedingten Forderungen der Arbeiter die entschlossene und doch besonnene Autorität der Staatsgewalt entgegenzusetzen. Wir können Ihnen keinen Rat geben. Es kommt darauf an, ob Sie Richter finden, die wissen, daß der Zwang aller Jucht muß, die Autorität und die bestehende Ordnung zu erhalten.

Was der Vererat-Frager — vereat bedeutet: nieder mit ihm! — gefragt hat, läßt sich zwischen den Zeilen lesen. Er wird gefragt haben: Wie breche ich Arbeiterrecht? Die Antwort dieses Blattes für Thron und Altar, für Gesehe und Recht ist klar und unabweisbar. Sie braucht keinen Kommentar. —

Lächelnd lege ich die Zeitung weg. Ich habe einen tiefen Blick in den Geist und das Wesen der Leser dieses Blattes getan und einen ebenso tiefen Blick in den Geist des Blattes selbst. Sage mir, wer dich liebt, und ich sage dir, wer du bist. Die Leser sind ihres Blattes würdig, und das Blatt seiner Leser. Und zusammen sind sie würdig, für eine Ordnung und Jucht, für eine Gesellschaft und deren Zustände, die nichtswürdig sind, zu kämpfen.

Das Sexualproblem der Jugend.

In der deutschen Studentenschaft regt sich neues Leben. In die dumpfe Stille von Tabakrauch und Alkoholdunst, die jahrzehntelang die deutschen Universitäten umnebelte, legt von verschiedenen Seiten her ein hoffnungsvolles Licht. Die Studenten sind nicht mehr nur ein hoffnungsloses Dasein, dem selbstgefälligen Strebertum, der schwarzweißen Ideologie der Karrierehauer, dem faulen

Herumlottern auf Kosten väterlich Staats- und Börsenpapiere tritt neuerdings — in bescheidenen Anfängen noch, aber erkennbar! — der ernste Wille zum Studium um des Studiums willen, ein reges soziales Empfinden und der Versuch praktischer Mitarbeit in öffentlichen und privaten Organisationen der Gesellschaft entgegen.

Und das an vielen Orten zugleich und ohne unmittelbare Verbindung miteinander! Gerade darin darf man eine besonders starke Bürgerschaft für den Ernst dieser neuen Ansätze und Reime erblicken, daß sie weder von irgendeiner überliefernten Autorität mit allem verfügbaren Druck von oben her in die Studentenschaft hineingetragen worden sind, noch als Ergebnis pompöser Auftritte mit den obligaten Unterwürfigen titelreicher Männer und Frauen plüßlich überall als reifere Maturafache austauschen. In die breite Öffentlichkeit dringt nur wenig von diesem neuen Ringen. Dazu ist es zu sporadisch und in seiner Betätigung noch zu verschiedenartig und unsicher. Es tastet erst überall nach den richtigen Wegen und den richtigen Methoden. Einzelne Sucher finden sich mehr zufällig als absichtlich zusammen und bilden eine kleine, aber eifrige Diskussions- und Arbeitsgemeinschaft.

Die einen suchen in den studentischen Arbeiterunterrichtskursen ein Feld ihrer Betätigung; andere wollen in unmittelbarem Zusammenwohnen mit Arbeitern deren Gedanken- und Gefühlswelt kennen lernen und dabei zugleich die Arbeiter an ihrem Vorteil der besseren formalen Bildung teilnehmen lassen und durch Wohnungskultur und künstlerische Ratschläge anregend wirken; wieder andere beschränken sich auf akademische Erörterung sozialer Theorie und Praxis; noch andere bemühen sich auf sonstigen Wegen gesellschaftlicher Regeneration ihren Studentenjahre mehr Inhalt und Tiefe und nachhaltigere Erinnerungskraft für das spätere Leben zu geben. Nicht alles ist richtig, manches ist sogar falsch und bedenklich. Aber der gute Wille und der Ernst der oft nicht bequemen Betätigung dieses Willens verdient Anerkennung. Er erhebt sich turmhoch über die wüsten Orgien studentischen Kraftüberflusses, die nach Herkommen und Sitte einen erheblichen Bruchteil der Studienjahre ausmachen.

Eine ebenso schwierige wie wichtige Frage des Studentenlebens behandelt in einem kürzlich bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Schriftchen der Student Eduard Heimann: „Das Sexualproblem der Jugend“ nennt er sein eheliches Selbstbekenntnis, durch das er Freunde und Mitkämpfer für eine Veredelung des Sexuallebens der Studenten werden will. Der Titel des Schriftchens entspricht dem Inhalt nur in bedingter Form. Man erwartet eine Darlegung sozialer, ethischer und hygienischer Faktoren, eine Behandlung des komplizierten Problems vom Grunde aus; aber der Leser findet statt dessen eine geistvoll und begeisterte durchgeführte Begründung einer einzelnen Forderung, der Forderung grundsätzlicher vorehelicher Keuschheit des Mannes, besonders des Akademikers.

Eduard Heimann ist darum kein Sitten- und Splitterrichter und noch weniger ein griesgrämiger und allfuger Weiberfeind. Nur die vollste Hochachtung vor der Frau als Kameradin, Lebensgefährtin und Mutter führt ihn zu seiner strengen Forderung. Wie alle jungen Männer, die in der elterlichen Hause in inniger Verehrung der Mutter und in Erfüllung ritterlicher Pflichten gegen die Schwestern erzogen worden sind, in ihrem vorehelichen Sexualleben die schwersten inneren Kämpfe durchmachen, so hat auch Heimann allem Anscheine diese Kämpfe erlebt und sie für sich zunächst im Sinne strengster sexueller Abstinenz entschieden.

Dazu kommt ein Neues. Während früher von rückständigen Eiferern gegen die Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium die Gefahr der sittlichen Verwilderung von Studenten und Studentinnen an die Wand gemalt wurde, scheint sich für erstere Charaktere aus dem gemeinsamen Studium gerade die umgekehrte Folge zu ergeben. Heimann schreibt: „Tatsache ist jedenfalls, daß mit dem Einzug der Frauen in die Universtität der Beginn von etwas Neuartigem zusammenfällt: eine bisher unbekannt und darum älteren Leuten vielfach bedenkliche enge Kameradschaftlichkeit zwischen den Geschlechtern, eine steigende Wertschätzung der Frauen bei den jungen Männern und als unmittelbare Wirkung hiervon eine rigorose Tendenz zu sexueller Abstinenz vor der Ehe. . . Je enger aber dieser kameradschaftliche Umgang, je tiefer die gegenseitige Kenntnis, je weniger das freundschaftliche Vertrauen, desto mehr drängt sich den jungen Männern die Forderung der Keuschheit als eine strikte Notwendigkeit auf; denn, wie die Motivation durchgängig lautet: „Sont mühte ich mich ja vor diesen Mädchen schämen!“

Am unbequemsten ist für Heimann der medizinische Einwand, mit dem er auch nicht restlos fertig wird. Daß die strenge Innehaltung der Keuschheit in den Jahren stärksten sexuellen Särens

zu ernstlichen nervösen Störungen führt, will er den vielen und ernstlichen ärztlichen Befundungen gegenüber nicht bestreiten, aber er hilft sich mit der gewaltsamen Logik, daß „Gesundheit zwar ein sehr wichtiges Mittel, aber darum noch lange nicht der Zweck des Lebens ist,“ und durch die nicht minder gewaltsame Hypothese: „Wer sich und sein Erleben durch Keuschheit steigert, wird vielleicht weniger leiden als mancher andere, aber besser.“

Auch dem Verfasser kommt es im gewollten und scharf betonten Gegenstand zur moralischen Dummheit gerade auf das härteste sexuelle Erleben an, das er aber nur von der Einsicht bei vorhergegangener strenger vorehelicher Keuschheit erwartet: „Denn ein löstliches Gut ist die Keuschheit, die sich aufwartet, um die Weiblichkeit einer großen Stunde zu vermehren.“ Er ist aber ehrlich genug, selbst die Fälle wenigstens anzudeuten, in denen auch, entgegen seiner Behauptung, „Unkeuschheit“ und uneheliche Verbindung zum härtesten sexuellen Erleben führen können: bei Künstlern will er toleranter sein, weil bei ihnen auch durch die Wiederholung des Erlebens nicht abgestumpft werde, Goethe wird deshalb auch von ihm mit anderem Maß gemessen.

Aber gerade mit der Zulassung dieser Ausnahme entwertet er seine übrigen Deduktionen. Die Künstler sind nicht eine so streng abgeschlossene Menschengattung, daß man für sie besondere Moral- und Sexualgesetze aufstellen darf. Wir sind gerade gegenwärtig drauf und dran, durch die Reform der Erziehung das Künstlerische in jedem Menschen zu wecken, ohne daß es bei jedem einzelnen zu künstlerischer Tat kräftig genug zu werden braucht. Aber künstlerische Anlagen sind in jedem Menschen mehr oder weniger vorhanden, also gegebenenfalls mehr oder weniger auch das von Heimann dem Künstler zugeschriebene besondere Sexualempfinden.

In der strengen Forderung zeitlicher sexueller Abstinenz liegt nicht das Interessante des Heimannschen Buchleins, auch nicht in seiner Begründung. Was das Buch aber zu einem sympathischen Beitrag der modernen studentischen Literatur macht, das ist der Geist, aus dem heraus es entstanden ist; das ist die Tapferkeit und Offenheit, mit der ein Jüngling für eine These eintritt, von der er von vornherein wissen mußte, daß sie keine Kommissionen fast ausnahmslos ablehnen, wenige mit Ernst und Sachlichkeit, die meisten mit höhnlicher Besserwissererei und faulen Witten; das ist endlich auch die Stärke der Selbstüberwindung, die sich in der Innehaltung eines derartigen freiwilligen Gebots äußert.

Denn Heimann gibt zum Schluß zu verstehen, daß ihm und seinen Mitkämpfern ihre Art, das Leben einzurichten, oft schwer genug werde und daß mancher von ihnen besiegt dahinsinke. Aber man dürfe nicht jammern, denn man kämpft für eine gute Sache: „für die Ehrfurcht vor den Frauen, für die Heiligkeit der Liebe, für die Größe des Lebens.“

H. Sch.

Dom Jahrmarkt des Lebens. Russisch freifizierte Weltgeschichte.

Einzelnen Lehrbüchern für preussische Volksschulen merkt man an, daß ihre Verfasser Gewissenskrüpel empfanden, wie sie sich über unangenehme Situationen der Weltgeschichte, als da sind: die Regierungszeit Friedrich Wilhelm II., die große französische Revolution und die deutsche Revolution, im staatsbehaltenden Sinne hinweghelfen sollten, ohne die geschichtliche Wahrheit allzusehr zu verbiegen. Im allgemeinen hat man sich damit abgefunden, den Dynastien unangenehme Dinge möglichst auszumergen; über so delikate Sachen, wie die Köpfung Ludwig XVI. und die wüste Wirtschaft des biden Breuzenkrönigs aber kein Wort zu verlieren.

Da sind die russischen Geschichtsschreiber doch ganz andere Kerle. So wird beispielsweise in einem Lehrbuch der Weltgeschichte, herausgegeben von dem Historiker Ilojowski, das vornehmlich an russischen Gymnasien in Gebrauch ist, die Zeit der großen französischen Revolution und das Kaiserreich also dargestellt:

„Ludwig XVI. war ein friedlicher und milder Herrscher, der in seiner langen Regierungszeit mit besonderem Geschick tüchtige Finanzminister zu finden wußte. Von seinem Volke verehrt und geliebt, entschlief der hochbetagte Monarch nach einer glorreichen Regierung plötzlich am Schlagfluß. Ihm folgte sein Sohn Ludwig XVII., der mehrere Kriege führen mußte, in denen sein Feldherr, der königliche Marschall Napoleon Bonaparte, einen großen Teil Europas für seinen König eroberte. Napoleon mißbrauchte aber seine Macht und machte den vergeblichen Versuch, sich gegen die recht-

Das Kreisblatt.

Was ist ein Kreisblatt?
Beginnen wir mit dem Wichtigsten.

Das Kreisblatt ist in erster Linie ein Organ, in dem gut entwickelte Ferkel zum Verkauf angezeigt werden. Man erfährt hier ferner, daß der berühmte Dackhengst „Moria“ für fünfzig Mark in feuchtwarme Tätigkeit tritt, wohingegen, wenn er sich nur ein erfolgloses Vergnügen macht, zehn Mark zu entrichten sind.

Es ist auch nicht richtig, was manche Leute behaupten, daß sich auf dieser Weltwiefe das Leben beschaulich und ohne alle Emotionen abwickelt. Ich beobachtete erst in den letzten Tagen einen hochdramatischen Kampf zwischen besten, allerbesten und herrlichsten Kunstbutterkorten, die sämtlich von fetter Sahne triefen, und erfuhr mit Staunen und Bewunderung, daß man sich mittels der verschwenderisch ausgebreiteten Pabattmarken eine ganze Küchen-einrichtung gratis zusammenbuttern könne. Aber neben dem dramatischen fehlt auch das ruhrende Element nicht. Herr Müller aus Zweifelhingdorf gibt zum Beispiel bekannt, daß er sich eines Wasserstiefels väterlich angenommen habe, der einfach und verlassen auf der Landstraße stand und allein nicht heimfinden konnte. Herr Müller will ihn dem Verlierer gegen Erstattung der Insertionskosten ausliefern und fügt, weil das dann in einem bezahlt wird, hinzu, daß er einen Heuhaufen und eine Egge zu verkaufen habe. Es werden natürlich auch Hühnerhunde, Kaninchen, Tapeten, Salzheringe, Wurstkaramellen und so weiter angepriesen, womit auf die Reichhaltigkeit des Kreisblattes hingedeutet sei. Und es ist nicht uninteressant, zu lesen, daß Frau Lehmann eine böswillige Verleumdung rüchlos zurücknimmt und „sic“ gleichzeitig für höchst ehrenhaft erklärt. Ueberhaupt scheint es unter den Kreisblattlesern auch weniger harmlose Gemüter zu geben; denn Herr Meier verurteilt „allen geflügelbesitzenden Nachbarn zur Warnung“ und mit drohenden Worten, daß er auf seinem Grundstück Gift!!! gestreut habe. In die dunklen Abgründe sonst in erster Linie großstädtischer Verbrechen und detektivischer Geistesarbeit aber führt jene Anzeige von dem Damenjackett, das auf einem Kriegerball spurlos verschwand. „Wenn die Person sich nicht innerhalb drei Tagen meldet, wird Anzeige erstattet, da sie erkannt ist!!!“ Hoffentlich kommt sie zur Einsicht.

Es ist nicht ganz unrichtig, zu sagen, daß das Kreisblatt auch einen zeitlichen Teil habe. So findet man in dem lokalen Teil häufig so aufregende Mitteilungen wie die, daß der Postassistent Krüger von Oberstrammwitz nach Niederstrammwitz versetzt worden

sei — zum Bedauern der Oberstrammwitzer, die in ihm einen leistungsfähigen Beamten verehrt hätten. Oder daß der Schimmel des Fuhrers Feuer neulich beinahe ein Bein gebrochen hätte, weil er mit dem Fuß in ein Strohschloß geriet. Oder daß dem Wegearbeiter Langheinrich nach fünfzigjähriger Tätigkeit auf Allerhöchsten Befehl das Allgemeine Ehrenzeichen verliehen wurde. (Vom Kronenorden an werden solche Mitteilungen im Druck hervorgehoben.)

An der Spitze des Kreisblattes stehen die amtlichen Bekanntmachungen, die besonders von den Apothekern gehört werden, weil sie dem Abzug von Schlafmitteln hinderlich sind.

Dann kommt der humoristische Teil, der mit „Polstitt“ überschrieben ist. Seine Aufgabe besteht in erster Linie darin, täglich festzustellen, daß die Welt, die bekanntlich von den Hohenpostlern und den Landräten im Lot gehalten wird, durchaus einwandfrei eingerichtet ist; daß alle Regierenden und besonders die Landräte sich in übermenschlicher Selbsterleugnung und mit dem Aufwande beispielloser Weisheit für die Leser aufopfern, und überhaupt: daß diese Leser dämliche Unterthanen sind. Dies ist auch der Grund, weshalb sie die behördlichen Subventionen für das Kreisblatt in ihren Steuern mitbezahlen dürfen. Wer sich darüber oder wer sich überhaupt ärgert, ist ein Sozialdemokrat.

Von diesem Sozialdemokraten steht ein Modell in der Redaktionshäube: ein dreißiger, versoffener Kerl mit Ballonmütze, roten Taschentuch, Ziegenhainer und Schnapsbubbel, der entweder Gotteslästerungen oder Majestätsbeleidigungen von sich gibt, wenn er nicht gerade damit beschäftigt ist, in großer Heimtüde Bomben unter die Throne zu schießen. Es ist zwar schon ein wenig alt und verkauft, dies Modell, Gott ja. Aber ein besseres ist noch nicht erfunden, und der Herr Landrat ist überhaupt kein Freund von Neuerungen. Und wenn man es den verehrten Lesern und den lieben Lesefreien immer wieder, immer wieder vorführt, stellen sich die Ergebnisse einer Zwangshypnose ein. Ueberhaupt ist es ja die wesentlichste Aufgabe eines Kreisblattes, an der bestehenden Ordnung nicht rütteln zu lassen, vielmehr sie mit allen Mitteln zu stützen. Deshalb fällt es seine Zeitpalpen vor allem mit militärischen und höfischen Dingen und schämt jeden Würdenträger an. Das war schon immer so und bleibt so.

Und vielleicht heißt das Kreisblatt nur deshalb so, weil es sich ewig in allen Kreise dreht.

Aber halten muß man es doch. Erstens wegen der Ferkel und so. Und dann auch für die Hausapotheke: als Prochmittel. Pec.

Einer der Vielen.

Es ist das Lied der großen Stadt. Alle Töne sind darin: Haß, Aufricht, verdrückter Grimm, Hohn, Leid, Hunger und die furchtbare Schar der Stichtümer; aber auch die lebentragenden: Stolz, Selbstbewußtsein, das frohlockende Schnaufen über erreichte Ziele, das anfeuernde Wort, der Trommelschlag der Hoffnung, die Föhnen der Sehnsucht und das verheißende, alles befreiende Lachen einflamer Denker; auch die lebengehenden: der warme Blick, die streifende Lieblosung, das heimliche Warten, die Schauer erobrerter Verwundungen, das Glück verbotener Wege und die grausame, niederreichende und doch alles erhebende, alles überwältigende Liebe.

Der müde Wanderer hört nichts von diesen in ihm wohnhafter Schnell umtreibenden Afforden, die sich mit dem Weltatmen vermischen. Im ihn drückt der Sturm der Stille. Wohl sieht er die ragenden Fährten, diese Riesenhöhlen menschlicher Tätigkeit und menschlichen Glends, wohl sieht er die schaffenden Hände von Hunderttausenden seiner Genossen, wohl überflutet er das ungeheure, den Blick gewinnende Getriebe, das allfällig Kraft braucht, und das doch ihn, den Grauhäutigen, nicht mehr Leistungsfähigen, anschlöß. Er greift mit einer hellen Räte im Gesicht an seine Tasche. Aber die wenigen Pfennige, die drin liegen, werden nicht mehr; die harte, trodene Brotkruste wird nicht weich und beißbar.

Er kommt an den Strom, der unter der hohen, schwebenden Brücke dahinfließt. Er schaut in die Strömung, die unaufhaltsam nordwärts treibt, wartenden Neeren zu, und die letzte Hoffnung fällt aus seinem armseligen Leben. In allen Adern spürt er die Kälte der Verlassenheit.

O unbedenkbares Leben, du fließendes Meer! Aus tausend Quellen nimmst du, aus tausend Quellen verschwendest du und gibst niemals Achtung. Wie du endest, ob du verpflüßest in den rasend sich drehenden Turbinen, ob die Sonne dich auslaugt noch während der Wanderung, oder ob du Gras nehest und fruchtbarere Kräuter, was ist der Unterschied? Ein Gemeinames nur bindet: du bist gemessen! Frag nicht woher, frag nicht wohin. Das sind Fragen ins Wesenlose, Narheiten. Aus Quellen gehst du, in Neere mündest du; einzig was dazwischen liegt, ist dein; der Weg, Selbst die ewigen Sterne kennen keine andere Antwort, selbst die ewigen Sterne können nur Spiegel sein.

Ob der alte Mann dies alles bedachte? Keine Seele weiß es. Nur ein eilig heimstehender Mensch sah, wie er sein schnitziges Bündel fortwarf und über die Geländer sprang. Ein nasses Aufstöhnen; ein heller Schrei!

Was suchst ihr mit Lichtern? — Was steht ihr und haltet Gespräche? — Was nützt das Schifflein, das ihr ihm nachjagt? — Laßt ihn! — Laßt ihn, er ist frei! Eure Lichter kommen zu spät.

Es ist das Lied der großen Stadt, der täglich sich tausendmal wiederholende Aufschrei des Lebens. O Star Wörle.

mäßige Regierung zu empfinden und seine ehrgeizigen Pläne durchzuführen. Unter Führung Alexander I., des Kaisers und Königs und Selbstherrschers aller Reußen wurde der General abgesetzt, seiner Würden und Ehren, sowie aller Ansprüche auf eine Pension beraubt und auf die Insel St. Helena verbannt, wo er in tiefster Einsamkeit, vergeblich und schmachbedeckt sein verbrecherisches Leben beendete.

Der geistvolle Historiker darf nicht in Rußland versauern. Hoffentlich wird ihm bald von einer hohen preussischen Regierung der ehrenvolle Auftrag, die preussischen Lehrbücher für den Geschichtsunterricht einer gründlichen Revision zu unterziehen. Daß Tolstoj's ganze Arbeit macht, dafür bürgt die gebotene Probe.

Die unsittliche „Woche“.

Trotz aller Aufmerksamkeit ist es in der Zeit der immer mehr zunehmenden Unsittlichkeit den Staatsanwälten nicht möglich, alle den Normalmenschen unsittlich erscheinenden Bilder zu konstatieren. Nur hin und wieder gelangt das. So beispielsweise dem Staatsanwalt, der eine Postkarte konstatierte, weil die darauf abgebildete Mutter mit ihrem Säugling keinen Trauring auf der rechten Hand trug. Der pfiffige Staatsanwalt schloß daraus, daß es sich bei dem Säugling nur um die Frucht einer verbotenen Liebe handeln könne, denn tugendhafte Ehefrauen tragen im allgemeinen den Trauring.

Das sittlich gereinigte Bilderbuch des Scherl'schen Verlages, „Die Woche“, kann von Glück sagen, daß es diesem pfiffigen Staatsanwalt nicht zu Gesicht gekommen ist. In Nr. 4 der „Woche“ findet sich auf Seite 141 ein Bild, auf dem eine Mutter mit ihrem Säugling zu sehen ist, der — allein schon ein ungläublicher Verstoß gegen die Sittlichkeit — fast völlig nackt abkonterfei ist, während außerdem die Mutter förmlich herausfordernd die rechte Hand so hält, daß man sofort über den fehlenden Trauring stolpert. Und doch ist der Säugling nicht die Frucht einer verbotenen Liebe, sondern der jüngste Enkel König Ludwigs von Bayern, der Sohn der Prinzessin Franz von Bayern.

Es entzieht also die Doktorfrage: Wann übt der fehlende Trauring auf den berühmten „Normalmenschen“ eine unsittliche Wirkung aus? ...

Satisfaktionsunfähig!

Man schreibt uns: Als ich einmal in Mainz wegen Aufforderung zu ungesetzlichen Handlungen — ich war weder Ehrengerichtsrat, noch Kriegsminister, noch der Oberst Reutter, sondern Sozialist — in Untersuchungshaft sah, war zugleich mit mir ein Graf oder Freiherr von Horst inhaftiert und zwar wegen Falchspiel, Betrug usw. Der Edle war leider mit der Krone behaftet. Wenn wir nun zum Spaziergang auf den Hof hinter das Treppengeländer zu rufen. Eines Tages machte ich ihn darauf aufmerksam und sagte höflich: „Ich würde an Ihrer Stelle lieber nicht das Treppengeländer anfassen. Wie leicht kann sich da ein anderer ebenfalls was holen.“

Herr von Horst wurde rot, maß mich mit einem durchdringenden Blick und sagte endlich stolz: „Ich bin Offizier der deutschen Armee — verziehen Sie! Würde es nicht an diesem Orte sein und wären Sie satisfaktionsfähig — dann würde ich anders mit Ihnen reden.“

Braukapital und Brauereiarbeiter.

Unter ungeheurem Andrang nahmen am Sonntag die Brauereiarbeiter Stellung zu dem bisherigen Ergebnis ihrer Verhandlungen mit den Unternehmern. Sodapp gab eine gedrängte Darstellung des Verlaufs der Verhandlungen, aus der zu entnehmen war, daß die im Verein der Brauereien Berlins und der Umgegend organisierten Arbeitgeber zunächst rundweg ablehnten, über die von den Arbeitnehmern aufgestellten Forderungen zu unterhandeln. Sie glaubten die Organisationsmitglieder mit der abgebrachten bekannten Ergänzung von der beklagten schlechten finanziellen Lage des Braukapitals abweisen zu können, doch erklärten sie sich schließlich, als sie auf die veröffentlichten günstigen Geschäftsabschlüsse und Dividendenausschüttungen verwiesen wurden, bereit, in Verhandlungen einzutreten.

Allgemeine Heiterkeit erregte die mitgeteilten „Zugehändnisse“ der Brauereien. Eine Erhöhung der Löhne um ganze „fünftägige Pfenning“ wöchentlich sollte nur bei den Arbeiterkategorien vorgenommen werden, die jetzt noch unter 30 Mark pro Woche verdienen. Auch der Abbruch des Haustrunks mit ganzen 15 Pf. pro Liter wollte man zustimmen und schließlich noch die Regelung der Krankentageabgabe nach § 618 des Bürgerlichen Gesetzbuchs innerhalb des Tarifvertrags vornehmen. Dafür aber wünschten die Unternehmer eine mindestens fünfjährige Vertragsdauer. Die Berliner Brauereien machen sich also die scharfmacherischen Grundzüge des „Brauereibundes“ zu eigen. Die Niederlagsarbeiter sollen überhaupt von der Regelung ausgeschlossen sein und ebenso der übrige größte Teil der Brauereiarbeiter. Es ist keine Rede von Bezahlung der unregelmäßigen Sonntagsarbeit, vom Achtstundentag, von Urlaubsgewährungen oder von einer Bezahlung, die den veränderten Lebensbedingungen wenigstens einigermaßen angepaßt ist. Zugleich hat man zum Beweise der Behauptung, die Forderungen der Brauereiarbeiter gingen weit über das Maß hinaus, das sich mit einer gesunden Entwicklung der Brauereien verträgt, allerlei Milchmädchenrechnungen aufgemacht, wonach die Brauereien durch Bewilligung solcher Forderungen bis zu mehreren Millionen Mark höher belastet würden. Die eingesezte Lohnkommission hat jedoch den Herren keinen Zweifel gelassen, daß nicht die geringste Aussicht besteht, die Arbeiterkraft werde sich mit den geringfügigen Zugehändnissen zufriedengeben.

Das ging auch deutlich aus den Ausführungen der Diskussionsredner hervor, und Sodapp konnte in seinem Schlußwort feststellen, daß die organisierten Brauereiarbeiter einig und geschlossen auf dem Standpunkt der Organisationsleitung bezw. der Lohnkommission beharren. Notwendig sei aber strengste Disziplin. Folgende Resolution wurde angenommen:

Die am Sonntag, den 15. März 1914, in der „Neuen Welt“ tagende Versammlung sämtlicher in den Brauereien und Biermälzereien Berlins und der Umgegend beschäftigten Arbeitnehmer erklären sich mit der von den Vertrauensmännern am 24. Februar er. angenommenen und an den Verein der Brauereien Berlins und der Umgegend abgeordneten Resolution einverstanden. Desgleichen billigt die Versammlung den bisher von der Verhandlungskommission bei den Verhandlungen mit den Arbeitgebern eingenommenen Standpunkt.

Weiter nehmen die Versammelten von dem am 10. März er. vom Verein der Brauereien Berlins und der Umgegend gemachten Angebot Kenntnis und erklären, daß dieses Angebot keine Grundlage zur beiderseitigen Verständigung bilden kann.

Indem die Versammelten ihr Bedauern über das geringe Entgegenkommen der Arbeitgeber ausdrücken, beschließen dieselben, einem neuen Vertrag oder einer Verlängerung des bestehenden Vertrages nur dann ihre Zustimmung zu geben, wenn unter anderem neben einer Verlängerung der Arbeitszeit und einer generellen Lohnerhöhung unter besonderer Berücksichtigung der unteren Lohnklassen auch eine Regelung der bisher unbegrenzten Sonntagsarbeit stattfindet.

Um eine größere Beilegung der Angelegenheit zu ermöglichen, wurde eine weitere Entschließung gefaßt, deren Wortlaut lautet:

Weiter beschließt die Versammlung: Da die Zeit bis zum Ablauf des bestehenden Vertrages nur noch eine kurze ist, die

Einberufung von Versammlung, aber immer längere Zeit in Anspruch nimmt und so schnelles Handeln oft unmöglich ist, der Lohnkommission in Gemeinschaft mit den Vertrauensmännern das Recht zu geben, jede ihre geeignet erscheinende Maßnahme zur Durchführung der Lohnbewegung zu treffen. Die so zustande gekommenen Beschlüsse erkennen die Versammelten als für sie bindend an und verpflichten sich, für deren frische Durchführung Sorge zu tragen.

Die Verpflichtung der Lohnkommission, einen neuen Vertrag nur nach vorheriger Zustimmung der Mitglieder abzuschließen, wird hierbei nicht berührt.

Theater.

Königliches Schauspielhaus: „Die Venus mit dem Papagei.“ Lustspiel von Lothar Schmidt und Emil Schäfer. Die Venus mit dem Papagei ist keine zweideutige Abenteuerin, sondern ein altes Gemälde der auf ihrem Lager hingestreckten Liebeskönigin, das im Salon der Regenscheidtschen Kommerzienratfamilie paradiert. Die Herrschaften haben es für eine halbe Million als eins der Meisterwerke des van Dyck gekauft und sich durch diese Kapitalanlage den Aufschwung des Récitaments erworben. Zehn Jahre hängt das Gemälde im Paradies als Sehenswürdigkeit der Stadt bezeichnet, schon bei ihnen, da tritt der Bräutigam der Tochter, ein ehrgeiziger künftiger Kunstgeschichtsprofessor, dessen Kunstverständnis aus der Lektüre unendlich vieler alter Wälder fließt, dem Schwiegervater mit der Entdeckung gegenüber, daß das gefeierte Objekt aus irgendeiner obskuren Werkstatt stamme. Das Bauerntum des großpaternalistischen Widerspruchs, die Praktiken des Kunsthandels, der pebanitisch wichtigsterische Kleinkram in der Kunstgelehrsamkeit und manches Drum und Dran wird in dem Stückchen satirisch durchgeholt; aber leider fehlt ihm die Fülle, die zu wirklich lustspielmäßiger Wirkung nötig wäre. Die Szenen halten sich in dem Bereiche psychologischer Möglichkeiten, kommen aber über ein feuilletonistisch flüchtiges Aneinanderreihen nicht hinaus. Zu einer hübschen Verisimilitude des ästhetischen Ensembles führt das Experiment des Malers, der das berühmte Bild kopieren soll und heimlich die Kopie mit dem Original vertauscht. Kein Familienmitglied, auch nicht der Scanner, bemerkt den Witz.

Mit dem Wechsel des Effekts wechselt zugleich der Enthusiasmus seinen Gegenstand. Das alte Venus wird unter reichlichem Aufwand geschwollener Fachaussprüche als mittelmaßiges Kontext herunterschwärzt. Nachdem der biedere Kommerzienrat eingesehen, daß seines Schwiegervaters Gründe unwiderlegbar sind, versucht er das Objekt einem Amerikaner anzuhängen. Nur an der Klausel, daß er die Venus bei Nachweis der Unschtheit zurückzunehmen habe, scheitert das Geschäft. Er mißt beleidigte Enttäuschung. Bei solchem Risiko erscheint es vorteilhafter, sich auf den gemeinnützigen Stifter und Patrioten auszuspielen, um Orden und hohe Konnexionen einzubeißen. Der Museumsdirektor stellt Regenscheidt die Gunst des Landesfürsten in Aussicht, verspricht die Ueberlassung eines anderen alten Gemäldes und die Beförderung des Schwiegervaters zum Museumsassistenten, um sich zu reanlizieren. Der Handel endigt mit dem Reinfuß des hohen Herrn. Der neue Assistent verrät ihm das Geheimnis, und damit nicht genug, entpuppt sich das Bild, das er für die Venus gab, nach Abfragen der Uebermalung als richtiger Van Dyck. Doch die Plamage bleibt zum Glück geheim. Der vorlaute Büchertourist klappt angehängt und eingeschüchtert in sich zusammen. Das soll verschwiegen werden, und Regenscheidt hat selbst das dringende Interesse, reinen Mund zu halten.

Die Aufführung, in der die Herren Bohl, Ballentin, Ledebur, die Damen Heisler und v. Rayburg wirkten, war auf das Sorgsamste gefeilt. Die Glangleistung des Abends bildete Patz's olig diplomatischer Direktor.

— Theaterkritik. August Strindberg's Kammerstücke „Brandstiftung“, „Gespensersonate“ und „Scheiterhaufen“ sind von der Direktion des Deutschen Theaters zur Aufführung in den Kammerstücken — für die sie der verstorbenen Dichter bestimmt hat — erworben worden. „Scheiterhaufen“ wird voraussichtlich noch in dieser Saison zur Darstellung gelangen. — Im Kleinen Theater wird die Erstaufführung des Lustspiels „Halla“ von Imre Kaldes am Sonnabend, den 21. März verlegt, um nicht mit anderen Premieren am 20. März zu kollidieren.

Spiel und Sport.

„Rein Deck!“

Diese goldene Regel der Schifffahrt, die tagtäglich auf jedem Schiff mit peinlichster Sorgfalt in die Tat umgesetzt wird, wirkt bei denen, die das Segeln und Rudern als Sport betreiben, alljährlich, wenn die Sonne wieder höher steigt, nicht etwa wie ein Kommando, nein — wie ein Zaubermotiv. An den Sonntagen kann man jetzt schon vom frühen Morgen an ein reges Leben und Treiben in und vor den Bootshäusern der Berliner Arbeiterruderverbände beobachten: Das Reinigen und Instandsetzen der Boote hat begonnen.

Da der Rudersport nur während der Zeit des Eisganges ruht, wird ein Teil der Boote des Sonntags fast ständig benutzt, in dessen die übrigen „zartbelebten“, will sagen dünnbeplankten Behälter der märkischen Gewässer langsam verstaubend im Bootshaus ihre Winterruhe halten. In Reihen neben- und übereinandergeschichtet liegen sie, ungepflegt rastend, gleichsam Zwiesprache haltend über die Strazbogen und Erlebnis des letzten Sommers. Manches von ihnen ist weit draußen gewesen, hat andere Gegenden und Menschen geschaut, ja beinahe — man denke nur — die Nase ins Seewasser gesteckt. Andere haben gefährliche Situationen durchgemacht, einzelne gar Schäden davongetragen und sind untröstlich über die ihnen zugefügten Schrammen und Risse. Einige wieder beklagen, daß sie so wenig in die freie Natur hinausgekommen sind. — Jetzt aber pocht der Frühling an die Tür und macht allen Betrachtungen ein Ende.

Männlein und Weiblein machen sich hurtig daran, die Boote ins Freie zu bringen. Unter großen, mit Seifenwasser gefüllten Kesseln, welche inmitten des Platzes stehen, prasseln die Holzboote: das Sonnenwendfeuer des Ruders! Nun gehts an ein Scheuern, Kratzen, Schaben und Bügeln, als gälte es, ein großes Fest vorzubereiten. Ein buntes, lebendiges Bild. Seltene Trachten und originelle Kleidungsstücke sind dabei zu sehen und hinüber und herüber fliegen Scherzworte, manchmal auch derber Art. — Nach und nach bekommen die Boote wieder ein freundlicheres Aussehen. Der Schmutz ist entfernt, aber noch sieht man die zerkratzten, abgeschabten oder beschädigten Stellen. Da muß nun nachgeholfen und renoviert werden. Das fällt den Arbeiterrudern weiter nicht schwer: sind doch unter ihnen die verschiedensten Handwerke und Berufe vertreten. Sinegen sind ja die Rudere des Deutschen Ruderverbandes nicht einmal der Teilnahme an Regatten würdig, wenn sie sich durch ihrer Hände Arbeit ernähren.

In einigen Sonntagen emsiger Arbeit, gefördert durch das gemeinsame Interesse der Mitglieder an ihrem Vereinsmaterial, sind die Boote, nachdem sie einen sauberen Lackanstrich erhalten haben, wieder fertig zu neuer Fahrt. Aber viele andere Arbeiten auf den Vorplätzen und in den Bootshäusern sind noch zu verrichten. Wollen sich doch zum Beispiel

ein der wärmeren Jahreszeit alle drei Vereine von Groß-Berlin: „Collegia“ an der Havel und „Freiheit“ und „Vorwärts“ an der Oberpree der Berliner Arbeiterschaft im schmutzen Gewande ihrer neuen Bootshäuser zeigen.

Rach entleert die Zeit bei der für die Allgemeinheit geleisteten Arbeit. Die Sonne sendet ihre letzten Strahlen über den Horizont. Das Tagewerk ist beendet. Man widmet sich noch einige Stunden der zwanglosen Geselligkeit. Bei Musik, Spiel und Unterhaltung verweisen die Rudere mit ihren Angehörigen in den freundlichen Restaurationsräumen. Plaudernde Gruppen bilden sich, in denen rudertechnische Fragen erörtert und Erfahrungen ausgetauscht werden. Hier wird eine Ferienfahrt geschildert und manch schöne Erinnerung ausgekratzt, dort ein Projekt für den nächsten Sommer besprochen, zuweilen wohl auch ein echtes „Seemannsgarn“ gesponnen. Wenn auch schließlich nicht alles aus Lufteisen stimmt, so war's doch schön und man trennt sich mit dem Bewußtsein, bald wieder am Schluß der Woche nach harter Arbeit hinausgehen zu können, um in der herrlichen freien Natur einige Stunden der Unabhängigkeit und Erholung zu verbringen.

Ruderverband Treptow. Die Eröffnungstreffen, die für diesen Sonntag angefaßt waren und an denen Janke, S. Prymmbel und Stellbrink teilnehmen sollten, wurden ein Opfer des Regens. Die Rennen wurden auf nächsten Sonntag verschoben.

Fußballresultate.

Nichte 17 gegen Nummelsburg 4:1; Neuhellas gegen Weissen-see 2:1; Eiche-Regel gegen Reindendorfer Turnerschaft 3:1; Eiche-Regel gegen Schönholz 12:0; R. V. C. gegen Viktoria 4:1; Oberpree gegen Sportklub Mahlsdorf 9:3; Nichte 2 gegen Nichte 8 2:8; Vernou gegen Nichte 4 10:0; Nichte 18 gegen Hertha 1:3; Sportklub Neuenhagen gegen Sportklub Lichtenberg 2:0; Nichte 12 gegen Nichte 11 4:1; Oberpree gegen R. f. V. 2:4; Alemannia gegen Oberpree 1:7; Vorwärts gegen R. f. V. 3:0; Sportklub Alt-Glienicke gegen Nummelsburg 1:1; Nichte 4 gegen Union, kampfslos von Nichte 4 gewonnen; Spandau gegen Nichte 9 4:1; R. V. C. gegen Sportklub Mahlsdorf, R. V. C. kampfslos gewonnen; Adler gegen Nichte 7 7:0; Straauer Ballspielklub I gegen Gigant I 2:1; Straauer Ballspielklub II gegen Gigant II 10:0.

Aus aller Welt.

Heinrich Heine — kein deutscher Dichter.

In Hörsheid beantragte im Stadtverordnetenkollegium die sozialdemokratische Mehrheit eine neue Straße Heinrich-Heine-Straße zu nennen. Dem widersprach die Stadtverwaltung (der Bürgermeister und auch der Beigeordnete Kerff) mit der geistreichen Bemerkung, daß man einen Namen nicht „so weit herzuholen“ brauche, wo man noch deutsche Dichter habe. Und wenn der Beschluß dennoch gefaßt würde, so werde er nicht durchgeführt, da die Stroghenennung nicht Sache der Stadtverordneten ist. — Das im Kreise Düsseldorf liegende Städtchen Hörsheid ist also gerettet. Heine, der geborene Düsseldorf, hat diese Art Spießer treffend gekennzeichnet.

Zusammenbruch einer Ordnungssäule.

Wegen Unterschlagung von mindestens 24000 M. Innungsgeldern wurde der Sekretär der Breslauer Bäckerinnung, Karl Schröder, zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Zwölf Jahre lang hatte er seine Unterschlagungen betrieben. Während der Zeit hatte er unzählige Strafangelegenheiten gegen Mitglieder des Widerverbandes verbrochen, um sich das besondere Vertrauen des Innungsvorstandes zu erwerben und jeden Verdacht von seiner Geschäftsführung abzulenken, was ihm bei der Arbeiterfeindschaft der Innungsrauter auch trefflich glückte.

Verbrecherische Anschläge auf englische Flieger.

Vor kurzer Zeit stürzten der englische Flieger Hauptmann Allen und sein Passagier Leutnant Burroughs mit einem Flugapparat ab und fanden dabei ihren Tod. Die Untersuchung des Unglücksfalles hat jetzt das überraschende Ergebnis gehabt, daß die Lenkstange des Höhenruders an dem Flugapparat vor dem Aufstieg von unbekannter Hand angefaßt worden war, ohne daß der mit der Ueberwachung des Apparates betraute Mechaniker den Schaden bemerkte. Infolge Bruchs dieser Lenkstange kippte dann der Zweibeiner in der Höhe ab und zerfiel.

Es taucht nun das Gerücht auf, daß die Zerstörung der Lenkstange in verbrecherischer Absicht geschehen ist. Es ist nicht das erste Mal, daß englische Flieger auf diese Weise verunglückt sind. So macht beispielsweise der „Evening Standard“ darauf aufmerksam, daß bei dem Absturz, der am 27. Mai v. J. den Tod des Leutnants Arthur zur Folge hatte, die Verhältnisse ähnlich lagen. Der Apparat war repariert worden und es gelang niemals, festzustellen, wer die Reparatur ausgeführt hatte. Der Kriegsminister Oberst Seely wurde deswegen damals von einem Abgeordneten heftig angegriffen. Auch diesmal soll dem Kriegsminister eine diesbezügliche Frage vorgelegt werden.

Kleine Notizen.

Unwetter in England. Aus ganz England und Irland werden schwere Stürme und Regengüsse gemeldet, die an vielen Stellen Ueberschwemmungen zur Folge hatten und beträchtlichen Schaden anrichteten. Bei Holyhead erreichte der Sturm eine Geschwindigkeit von 77 Meilen in der Stunde. Die Schifffahrt hat ganz erhebliche Verzögerungen erlitten, man befürchtet sogar, daß bald Meldungen von Schiffskatastrophen eintreffen werden.

Erdbeben in Japan. In Asita ereigneten sich innerhalb einer Stunde sechs schwere Erdstöße. Mehrere Häuser stürzten ein, die Eisenbahn, Telegraphen- und Telefonverbindungen waren auf mehrere Stunden unterbrochen. Verluste an Menschenleben werden nicht gemeldet.

Aufstand von Derwischen. In Verbera (Britisch-Somaliland) griffen Derwische einen Basar der Eingeborenen an und verurteilten mehrere Personen. Als Polizeibeamte die Derwische verfolgten, feuerten diese auf der Flucht auf ein Hospital für Bodenfranke, brannten mehrere Dörfer nieder und töteten oder verwundeten fünf den Engländern freundlich gesinnte Eingeborene.

<p>12 langen Leiden verschied am 12. März die Frau unseres Genossen</p> <p>Emilie Müller geb. Patel im 58. Lebensjahre.</p> <p>Ehre Ihrem Andenken.</p> <p>Die Beerdigung findet am Montag, den 16. März, nachmittags 4 Uhr im Krematorium Verlagsstr. statt.</p> <p>Die Genossen des Bezirks 518 6. Berliner Reichstagswahlkreises.</p>	<p>Bruchbandagen Leibbinden, Geradhalter, Irrigator, Spritzen etc., Suspensorien, sowie alle Artikel z. Krankenpflege empfehlen</p> <p>Fabrikant Pollmann, jetzt Berlin N., Lathinger Str. 60 Eigene Werkstatt. Lieferant für Krankenkass. Fachgem. Bedienung</p> <p>Wandertarten hält stets vorräthig Buchhandlung Vorwärts Ladenstr. 69 (Coden)</p> <p>Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW.</p>
---	--